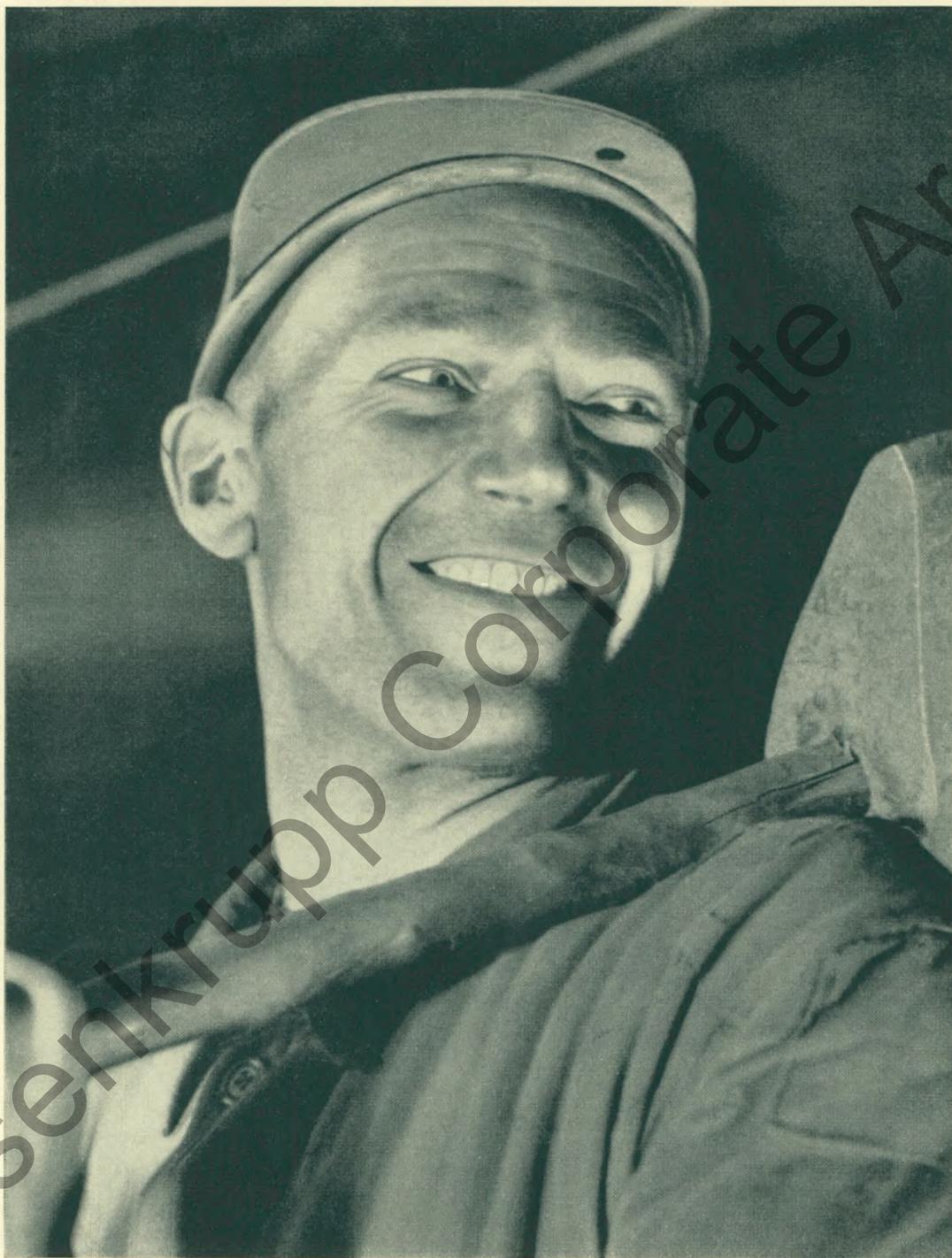


Das Werk



Lichtbild: Halsensleben / Vereinigte Stahlwerke AG.

Westfälischer Bergmann.

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XX. Jahrg.

Düsseldorf  Dezember 1940

Heft 12

Betr. Einbanddecken.

Wir freuen uns, unsern Lesern mitteilen zu können, daß auch für den Jahrgang 1940 der Zeitschrift »Das Werk« Einbanddecken geliefert werden.

Den Zeitverhältnissen Rechnung tragend, ist jedoch von der Anfertigung von Sonderausführungen abgesehen. Die Einbanddecke für 1940 ist einheitlich:

Leinen grün mit Goldaufdruck für Titel und Rücken.

Wir bitten daher insbesondere diejenigen unserer Leser, welche bisher die braune oder grüne Halblederausgabe bezogen haben, den Kriegsjahrgang 1940 der Zeitschrift »Das Werk« auch im schmucklosen Gewand in ihrem Bücherschrank willkommen zu heißen.

Der Preis für die Einbanddecken einschließlich Inhaltsverzeichnis beträgt RM. 1,—. Bestellungen können bei den Verteilerstellen oder unmittelbar beim Verlag (Düsseldorf, Reichstr. 20) aufgegeben werden. Im letzteren Falle erhöht sich der Preis um die Selbstkosten für Porto und Verpackung auf RM. 1,50.

An Einbanddecken für ältere Jahrgänge können bis auf weiteres im Rahmen des vorhandenen Bestandes ausgegeben werden:

Ganzleinen grün für 1938 zum Preise von RM. 1,20

Ganzleinen grün für 1939 « « « « 1,—

Halbleder grün für 1939 « « « « 1,75

Halbleder braun für 1938 « « « « 1,75

ferner ohne Aufdruck und verwendbar für die Jahrgänge 1928–1938 Einbanddecken in Halbleder braun und Ganzleinen grün.

Das Werk

XX. Jahrg.

Düsseldorf, Dezember 1940

Heft 12

Sobald der Staat ruft: Jetzt gilt es mir und meinem Dasein!, erwacht in einem freien Volke die höchste aller Tugenden, die so groß und schrankenlos im Frieden niemals walten kann: der Opfermut. Die Millionen finden sich zusammen in dem einen Gedanken des Vaterlands, in jenem gemeinsamen Gefühl der Liebe bis zum Tode, das, einmal genossen, nicht wieder vergessen wird und das Leben eines ganzen Menschenalters adelt und weiht.

Heinrich von Treitschke (1834-1896).

Was gilt es in diesem Kriege?

Was gilt es in diesem Kriege?

Gilt es, was es gegolten hat sonst in den Kriegen, die geführt worden sind auf dem Gebiete der unermesslichen Welt? Gilt es den Ruhm eines jungen und unternehmenden Fürsten, der in dem Duft einer lieblichen Sommernacht von Lorbeeren geträumt hat? Gilt es einen Feldzug, der, jenem spanischen Erbfolgestreit gleich, wie ein Schachspiel geführt wird, bei welchem kein Herz wärmer schlägt, keine Leidenschaft das Gefühl schwellt, kein Muskel, vom Giftpfeil der Beleidigung getroffen, emporzuckt? Gilt es ins Feld zu rücken von beiden Seiten, wenn der Lenz kommt, sich zu treffen mit flatternden Fahnen, und zu schlagen und entweder zu siegen, oder wieder in die Winterquartiere einzurücken? Gilt es eine Provinz abzutreten, einen Anspruch auszufechten oder eine Schuldforderung geltend zu machen, oder gilt es sonst irgend etwas, das nach dem Wert des Geldes auszumessen ist, heut besessen, morgen aufgegeben und übermorgen wieder erworben werden kann?

Eine Gemeinschaft gilt es, deren Wurzeln tausendjährig, einer Eiche gleich, in den Boden der Zeit eingreifen; deren Wipfel, Tugend und Sittlichkeit überschattend, an den silbernen Saum der Wolken rührt, deren Dasein durch das Dritteil eines Erdalters geheiligt worden ist; eine Gemeinschaft, die, unbekannt mit dem Geist der Herrschsucht und der Eroberung, des Daseins und der Duldung so würdig ist wie irgendeine; die ihren Ruhm nicht einmal denken kann, sie müßte denn den Ruhm zugleich und das Heil aller übrigen denken, die den Erdkreis bewohnen. Eine Gemeinschaft gilt es, deren Wahrhaftigkeit und Offenherzigkeit gegen Freund und Feind gleich unerschütterlich geübt, bei dem Witz der Nachbarn zum Sprichwort geworden ist; die über jeden Zweifel erhoben, dem Besitzer jenes echten Ringes gleich, diejenige ist, die die anderen am meisten lieben; deren Unschuld, selbst in dem Augenblick

noch, da der Fremdling sie belächelt oder wohl gar verspottet, sein Gefühl geheimnisvoll erweckt; dergestalt, daß derjenige, der zu ihr gehört, nur seinen Namen zu nennen braucht, um auch in den entferntesten Teilen der Welt noch Glauben zu finden. Eine Gemeinschaft, die weit entfernt, in ihrem Busen auch nur eine Regung von Übermut zu tragen, vielmehr, einem schönen Gemüt gleich, bis auf den heutigen Tag an ihre eigne Herrlichkeit nicht geglaubt hat; die herumgeflickert ist unermüdlich, einer Biene gleich, alles, was sie Vortreffliches fand, in sich aufzunehmen, gleich als ob nichts von Ursprung herein Schönes in ihr selber wäre; in deren Schoß gleichwohl (wenn es zu sagen erlaubt ist!) die Götter das Urbild der Menschheit reiner als in irgendeiner andern aufbewahrt hatten. Eine Gemeinschaft, die dem Menschengeschlecht nichts in dem Wechsel der Dienstleistungen schuldig geblieben ist, die den Völkern, ihren Brüdern und Nachbarn, für jede Kunst des Friedens, welche sie von ihnen erhielt, eine andere zurückgab; eine Gemeinschaft, die an dem Obelisk der Zeiten stets unter den Wackersten und Rüstigsten tätig gewesen ist; ja, die den Grundstein desselben gelegt hat und vielleicht den Schlußblock darauf zu setzen bestimmt war. Eine Gemeinschaft gilt es, die den Leibniz und Gutenberg geboren hat, in welcher ein Guericke den Luftkreis wog, Tschirnhausen den Glanz der Sonne lenkte und Kepler der Gestirne Bahn verzeichnete; eine Gemeinschaft, die große Namen, wie der Lenz Blumen, aufzuweisen hat; die den Hutten und Sickingen, Luther und Melanchthon, Joseph und Friedrich auferzog; in welcher Dürer und Cranach, die Verherrlicher der Tempel, gelebt und Klopstock den Triumph des Erlösers gesungen hat. Eine Gemeinschaft mithin gilt es, die dem ganzen Menschengeschlecht angehört; eine Gemeinschaft, deren Dasein keine deutsche Brust überleben, und die nur mit Blut, vor dem die Sonne verdunkelt, zu Grabe gebracht werden soll!

Heinrich von Kleist (1777—1811).



Panzer greifen an.

Die Stimme des deutschen Soldaten

zu den Ereignissen vom 1. September 1939 bis zum Waffenstillstand in Frankreich.

Freitag, 1. September 1939.

Aus dem Aufruf des Führers und Obersten Befehlshabers.

An die Wehrmacht:

Der polnische Staat hat die von mir erstrebte friedliche Regelung nachbarlicher Beziehungen verweigert, er hat statt dessen an die Waffen appelliert.

... Die deutsche Wehrmacht wird den Kampf um die Ehre und die Lebensrechte des wiederauferstehenden deutschen Volkes mit harter Entschlossenheit führen.

Ich erwarte, daß jeder Soldat eingedenk der großen Tradition des ewigen deutschen Soldatenums seine Pflicht bis zum letzten erfüllen wird.

Bleibt euch stets und in allen Lagen bewußt, daß ihr die Repräsentanten des nationalsozialistischen Großdeutschland seid!

Es lebe unser Volk und unser Reich!

Adolf Hitler.

Tagesbefehl an das Heer.

Soldaten!

Die Stunde der Bewährung ist gekommen. Nachdem alle anderen Mittel erschöpft sind, müssen die Waffen entscheiden. Im Bewußtsein unserer gerechten Sache ziehen wir in den Kampf für ein klares Ziel: die dauerhafte Sicherung deutschen Volkstums und deutschen Lebensraumes gegen fremde Übergriffe und Machtansprüche.

Als Träger der stolzen Überlieferung der alten Armee wird das junge nationalsozialistische Heer das ihm geschenkte Vertrauen rechtfertigen. Unter dem Oberbefehl des Führers wollen wir kämpfen und siegen. Wir bauen auf die Entschlossenheit und Einigkeit des deutschen Volkes. Wir wissen um die Stärke und Kraft der deutschen Wehrbereitschaft. Wir glauben an den Führer.

Vorwärts, mit Gott für Deutschland!

Der Oberbefehlshaber des Heeres.
von Brauchitsch, Generaloberst.



Sonntag, 3. September 1939.

Aufruf des Führers an die Ostarmee.

Soldaten der Ostarmee!

Seit Monaten betreibt England seine schon vor dem Weltkrieg bekannte Politik der Einkreisung gegen Deutschland. Es versuchte zu diesem Zweck sich aller europäischen Staaten und Völker zu bedienen. Polen war aussersehen, in dieser Einkreisungsfront eine um so wichtigere Rolle zu spielen, als die Sowjetunion es ablehnte, ihre eigenen Interessen den englischen unterzuordnen.

Die dauernden Verfolgungen der Deutschen in Polen, der mit allen Mitteln begonnene Kampf gegen die Freie Stadt Danzig zwangen mich zunächst, an unserer Ostfront die Maßnahmen zur Sicherung des Reiches zu treffen. Der Nichtangriffs- und Konsultativpakt mit Sowjetrußland hat die beiden größten und stärksten Staaten Europas in dem Willen geeint, ihre Völker niemals mehr gegeneinander kämpfen zu lassen.

Polen aber muß und wird als das wichtigste Glied der britischen Einkreisungs- und Vernichtungspolitik zum Frieden gezwungen werden.

Soldaten der Ostarmee! Ihr habt schon in knapp zwei Tagen Leistungen vollbracht, auf die ganz Deutschland mit Stolz blickt. Ich weiß, daß ihr die Größe der euch gestellten Aufgabe erkennt und euer Äußerstes tut, um zunächst diesen Gegner in höchster Schnelligkeit niederzuwerfen.

Der mit ungeheuren Mitteln ausgebaute Westwall wird unterdes Deutschland gegen Frankreich und England abschirmen und damit schützen.

Ich selbst begeben mich als alter Soldat des Weltkrieges und als euer Oberster Befehlshaber noch heute an die Front zu euch.

Berlin, den 3. September 1939.

Adolf Hitler.

*Aus dem Aufruf des Führers an die Westarmee.
Soldaten der Westfront!*

...
Seit zwei Tagen kämpfen in Erwidderung der polnischen Angriffshandlungen Teile der deutschen Wehrmacht im Osten zur Herstellung eines Friedens, der dem deutschen Volk Leben und Freiheit sichern soll. Ihr Vorgehen ist schon nach 48 Stunden überall von Erfolg begleitet. Obwohl nur ein kleiner Teil der deutschen Luftwaffe im Osten ihren Einsatz gefunden hat, beherrscht sie den gesamten polnischen Luftraum. Das deutsche Volk und eure Kameraden im Osten erwarten nun von euch, Soldaten der Westfront, daß ihr unerschütterlich wie eine Mauer aus Stahl und Eisen die Grenze des Reiches gegen jeden Angriff hütet in einer Festungsanlage, die hundertmal stärker ist als die nie besiegte Westfront des Großen Krieges. Wenn ihr eure Pflicht tut, wird der Kampf im Osten in wenigen Wochen seinen erfolgreichen Abschluß gefunden haben. Und dann steht die Kraft des ganzen 90-Millionen-Staates hinter euch.

Als alter Soldat des Weltkrieges und als euer Oberster Befehlshaber be-gebe ich mich im Vertrauen auf euch heute zur Ostarmee.

Unsere plutokratischen Gegner werden erkennen, daß ihnen jetzt ein anderes Deutschland gegenübertritt als das vom Jahre 1914.

Berlin, den 3. September 1939.

Adolf Hitler.

*

Mittwoch, 20. September 1939.

Tagesbefehl an das Heer.

Soldaten! Die große Schlacht im Weichselbogen ist beendet. Das polnische Heer ist vernichtet. Die Operationen gegen Polen sind damit abgeschlossen. In noch nicht drei Wochen ist die militärische Entscheidung an der Ostfront erzwungen worden.

Soldaten der Ostfront! In unerhörtem Siegeslauf habt ihr das polnische Heer zerschlagen. Weder Panzer- noch Betonbauten, weder brückenlose Flüsse, zerstörte Wege, noch der sich zäh und hartnäckig verteidigende Feind oder die feigen heimtückischen Überfälle konnten das Heer aufhalten. Die energisch und oft vom zahlenmäßig überlegenen Gegner geführten Angriffe zerschellten an eurer Entschlossenheit.

Soldaten aller Dienstgrade und aller Waffengattungen haben gleichen Anteil an den Erfolgen. In treuer Waffenbrüderschaft mit der Luftwaffe, die alles daran setzte, dem Heer zu helfen und deren rücksichtsloser Einsatz in die Erdkämpfe zum schnellen Erfolg ausschlaggebend beitrug, sind große Taten vollführt.

Außerordentliche Anforderungen sind an Führung und Truppe gestellt worden. Die Leistungen haben die in euch gesetzten Erwartungen noch übertroffen.

Tatkraft und Verantwortungsfreudigkeit der Führung, nie versagende Pflichterfüllung und Einsatzbereitschaft der Truppe haben stets den hohen Wert des deutschen Heeres bestimmt. Sie waren ein heiliges, von den Vätern übernommenes Soldatenerbe, was das junge nationalsozialistische Heer übernommen hat. Jeder einzelne von euch, Offizier, Unteroffizier und Mann, hat bewiesen, daß er dieses Vermächtnis einer großen Vergangenheit treu bewahrt hat.

Soldaten der Westfront! Eurer festen Abwehrbereitschaft ist es zu verdanken, daß die Operationen im Osten ungestört vom Westgegner verlaufen sind. Durch

XII/5



euren starken Schutz hat die Führung die Rückenfreiheit erhalten, den Schwerpunkt der Kriegsführung auf den Ost-Kriegsschauplatz zu verlegen. Ruhig und sicher konnte sie hier die schnelle militärische Entscheidung herbeiführen. Denn wir alle wußten, daß uns bei unserem harten Kampf gegen den Osten im Westen nicht nur Beton und Stahl schützten, sondern daß hier deutsche Soldaten standen, unerschütterlich bereit, uns alle Gefahr fernzuhalten und jedem Ansturm zu trotzen.

Soldaten des Heeres! Ihr habt in Ost und West ein glänzendes Zeugnis für den Geist und die Stärke des deutschen Heeres abgelegt. Und unsere Gegner mögen wissen, daß der deutsche Soldat, wenn die Verteidigung der Lebensrechte des deutschen Volkes es weiterhin erfordert und der Führer es befiehlt, in demselben Geist kämpfen und siegen wird.

Der Oberbefehlshaber des Heeres,
von Brauchitsch, Generalfeldmarschall.

241



Freitag, 10. Mai 1940.

*Aufruf des Führers an die Soldaten
der Westfront.*

Soldaten der Westfront!

Die Stunde des entscheidendsten Kampfes für die Zukunft der deutschen Nation ist gekommen.

Seit dreihundert Jahren war es das Ziel der englischen und französischen Machthaber, jede wirkliche Konsolidierung Europas zu verhindern, vor allem aber Deutschland in Schwäche und Ohnmacht zu erhalten. Zu diesem Zweck hat allein Frankreich in zwei Jahrhunderten an Deutschland 31mal den Krieg erklärt.

Seit Jahrzehnten ist es aber auch das Ziel der britischen Weltbeherrscher, Deutschland unter allen Umständen an seiner Einigung zu verhindern, dem Reich aber jene Lebensgüter zu verweigern, die zur Erhaltung eines 80-Millionen-Volkes notwendig sind.

England und Frankreich haben diese ihre Politik durchgeführt, ohne sich dabei um das Regime zu kümmern, das jeweils in Deutschland herrschte. Was sie treffen wollten, war immer das deutsche Volk.

Ihre verantwortlichen Männer geben dieses Ziel heute auch ganz offen zu.

Deutschland soll zerschlagen und in lauter kleine Staaten aufgelöst werden. Dann verliert das Reich seine politische Macht und damit die Möglichkeit, dem deutschen Volk seine Lebensrechte auf dieser Erde zu sichern.

Aus dem Grunde hat man auch alle meine Friedensversuche zurückgewiesen und uns am 3. September vorigen Jahres den Krieg erklärt.

Das deutsche Volk hatte keinen Haß und keine Feindschaft zum englischen oder zum französischen Volke.

Es steht aber heute vor der Frage, ob es leben oder ob es untergehen will.

In wenigen Wochen hatten die tapferen Truppen unsrer Armeen den von England und Frankreich vorgeschickten polnischen Gegner niedergeworfen und damit die Gefahr aus dem Osten beseitigt. Daraufhin haben England und Frankreich beschlossen, Deutschland vom Norden her anzugreifen.

Seit dem 9. 4. hat die deutsche Wehrmacht auch diesen Versuch im Keim erstickt.

Nun ist das eingetroffen, was wir schon seit vielen Monaten immer als eine drohende Gefahr vor uns sahen. England und Frankreich versuchen unter Anwendung eines gigantischen Ablenkungsmanövers im Südosten Europas über Holland und Belgien zum Ruhrgebiet vorzustoßen.

Soldaten der Westfront!

Damit ist die Stunde nun für euch gekommen.

Der heute beginnende Kampf entscheidet das Schicksal der deutschen Nation für die nächsten tausend Jahre.

Tut jetzt eure Pflicht.

Das deutsche Volk ist mit seinen Segenswünschen bei euch.

Berlin, 10. Mai 1940.

Adolf Hitler.



Aufnahmen:
Günther Thiede (6),
Rondophot (1).

Dienstag, 4. Juni 1940.

Führerhauptquartier.

Über den Verlauf der bisherigen Operationen im Westen gibt das Oberkommando der Wehrmacht folgendes bekannt:

Der große Kampf in Flandern und im Artois ist zu Ende. In die Kriegsgeschichte wird er als die bisher größte Vernichtungsschlacht aller Zeiten eingehen. Als am Morgen des 10. 5. die deutsche Wehrmacht zur Entscheidung im Westen antrat, war ihr durch den Führer und Obersten Befehlshaber als strategisches Ziel gesteckt, den Durchbruch durch die feindlichen Grenzbefestigungen und südlich Namur zu erzwingen und dadurch die Voraussetzung für die Vernichtungsschlacht der englischen und französischen Armee nördlich der Aisne und der Somme zu schaffen.

Gleichzeitig sollte Holland rasch in Besitz genommen und dadurch als Basis für die beabsichtigten englischen Operationen zu Lande und in der Luft in der Nordflanke des deutschen Heeres ausgeschaltet werden. Am 4. 6. konnte die Wehrmacht ihrem Obersten Befehlshaber die Erfüllung dieser gewaltigen Aufgabe melden.

Dazwischen liegt ein Heldentum des deutschen Soldaten und ein Ruhmesblatt deutschen Führertums, wie es in diesem Ausmaße nur in einer Wehrmacht möglich sein konnte, die von einem Willen geführt, von einer Idee beseelt und von der Begeisterung und Opferwilligkeit eines geezten Volkes getragen ist.

Der erste Abschnitt dieses Feldzuges ist beendet. Der

gewaltige Erfolg wurde möglich durch den beispiellosen Einsatz der deutschen Luftwaffe, denn alle Tapferkeit und Stoßkraft des Heeres konnte sich nur auswirken in dem von unserer Luftwaffe abgeschirmten Raum.

Die ganze Größe des Sieges in Holland, Belgien und Nordfrankreich geht aus den Verlusten des Feindes und dem Umfang des erbeuteten Kriegsgerätes hervor. Die Verluste der Franzosen, Engländer, Belgier und Holländer betragen an Gefangenen zusammen über 1,2 Millionen Mann. Hinzu kommt noch die nicht schätzbare Zahl der Gefallenen, Ertrunkenen und Verwundeten. Die Waffen- und Geräteausstattung von rund 75 bis 80 Divisionen mit Geschützen bis zu den schwersten Kalibern, Panzerwagen und Kraftfahrzeugen aller Art wurde zerstört oder erbeutet.

Wetteifernd im Angriffsmut und im Ertrager von Strapazen, oft im Kampf gegen überlegenen Feind, haben alle eingesetzten Verbände der Wehrmacht eine in der Kriegsgeschichte einzig dastehende Leistung vollbracht. Unzählige sind die Beispiele heroischer Tapferkeit, opfernder Pflichterfüllung und unbeirrbarer Siegeswille. Sie werden als Beweise deutschen Soldatentums in unsere Geschichte eingehen. In gläubigem Vertrauen zum Führer und Obersten Befehlshaber der Wehrmacht in bester Kameradschaft innerhalb der Wehrmachtsteile und Waffengattungen hat der deutsche Soldat das unmöglich Scheinende möglich gemacht.



Holland und Belgien haben kapituliert, Frankreichs und Großbritanniens Stoßarmeen sind vernichtet, einer der größten Siege der Weltgeschichte ist errungen. Großdeutschland beherrscht das gesamte Ost- und Südufer der Nordsee und den Kanal. Da die Gegner den Frieden auch weiterhin verweigern, wird sie der Kampf bis zur völligen Vernichtung treffen.

*

Mittwoch, 5. Juni 1940.

Führerhauptquartier.

Der Führer hat an das deutsche Volk folgenden Aufruf erlassen:

An das deutsche Volk!

Die größte Schlacht aller Zeiten wurde durch unsere Soldaten siegreich beendet.

In wenigen Wochen sind über 1,2 Millionen Gegner in unsere Gefangenschaft gefallen. Holland und Belgien haben kapituliert. Das britische Expeditionsheer ist zum größten Teil vernichtet, zum anderen gefangen oder vom Festland verjagt. Drei französische Armeen haben aufgehört zu existieren. Die Gefahr eines Einbruchs der Feinde in das Ruhrgebiet ist damit endgültig beseitigt.

Deutsches Volk! Diese geschichtlich glorreichste Tat haben deine Soldaten unter dem Einsatz ihres Lebens und ihrer Gesundheit mit beispiellosen Anstrengungen blutig erkämpft.

Ich befehle deshalb, von heute ab in ganz Deutschland auf die Dauer von acht Tagen zu flaggen. Es soll dies eine Ehrung unserer Soldaten sein.

Ich befehle weiter auf die Dauer von drei Tagen das

Läuten der Glocken. Ihr Klang möge sich mit den Gebeten vereinen, mit denen das deutsche Volk seine Söhne von jetzt ab wieder begleiten soll. Denn heute morgen sind die deutschen Divisionen und Luftgeschwader erneut angetreten zur Fortsetzung des Kampfes für die Freiheit und Zukunft unseres Volkes!

Führerhauptquartier, den 5. 6. 1940.

Adolf Hitler.

*

Im Wald von Compiègne, 21. Juni 1940.

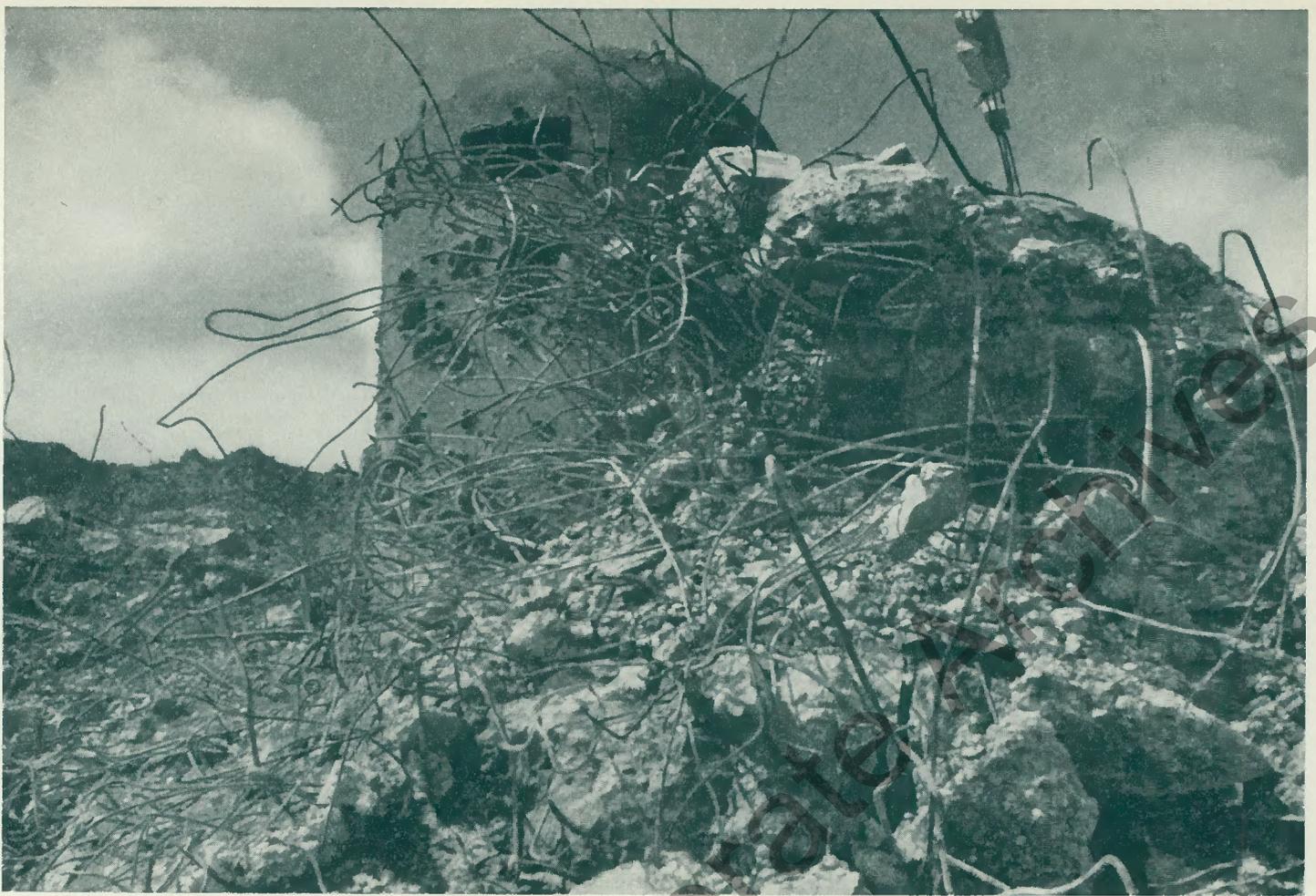
Am 21. 6. 1940, 15.30 Uhr, empfing der Führer und Oberste Befehlshaber im Beisein der Oberbefehlshaber der Wehrmachtteile, des Chefs des Oberkommandos der Wehrmacht, des Reichsaußenministers und des Stellvertreters des Führers die französische Abordnung zur Entgegennahme der Waffenstillstandsbedingungen.

Den Akt der Übergabe der Bedingungen nahm der Führer im Wald von Compiègne in dem gleichen Sitzungswagen vor, in dem Marschall Foch am 11. 11. 1918 unter entehrenden Umständen den deutschen Unterhändlern den Waffenstillstand diktierte.

Die heutige Handlung im Wald von Compiègne hat begangenes Unrecht gegen die deutsche Waffenehre ausgelöscht.

Die Würde der Handlung gegenüber dem in Ehren geschlagenen Gegner stand im Gegensatz zu dem ewigen Haß säenden Baudenkmalern dieser Stätte, an der einst gallische Niedertracht das unbesiegte deutsche Heer schmähete.

Im Auftrage des Führers verlas der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, Generaloberst Keitel, nachstehende Präambel zu den Waffenstillstandsbedingungen:



Im Auftrage des Führers und Obersten Befehlshabers der deutschen Wehrmacht habe ich Ihnen folgende Eröffnung zu machen:

Im Vertrauen auf die vom amerikanischen Präsidenten Wilson dem Deutschen Reich gegebenen und von der Alliierten bestätigten Zusicherungen hat die deutsche Wehrmacht im November 1918 die Waffen niedergelegt. Damit fand ein Krieg den Abschluß, den das deutsche Volk und seine Regierung nicht gewollt hatten, und in dem es trotz ungeheurer Übermacht den Gegnern nicht gelungen war, das deutsche Heer, die Kriegsmarine oder die deutsche Luftwaffe irgendwie entscheidend zu besiegen.

Schon im Augenblick der Ankunft der deutschen Waffenstillstandskommission aber begann der Bruch der feierlich gegebenen Versprechens. Am 11. 11. 1918 fing damit in diesem Zuge die Leidenszeit des deutschen Volkes an. Was an Entehrung und Erniedrigung, was an menschlichem und an materiellem Leid einem Volke zugefügt werden konnte, nahm von hier seinen Ausgang.

Wortbruch und Meineid hatten sich gegen ein Volk verschworen, das nach einem über vierjährigen helderhaften Widerstand nur der einzigen Schwäche verfallen war, den Versprechungen demokratischer Staatsmänner Glauben zu schenken.

Am 4. 9. 1939 — 25 Jahre nach dem Ausbruch des Weltkrieges — haben England und Frankreich wieder ohne jeden Grund an Deutschland den Krieg erklärt. Nun ist die Entscheidung der Waffen gefallen. Frankreich ist besiegt, die französische Regierung hat die Reichsregierung gebeten, ihr die deutschen Bedingungen für einen Waffenstillstand bekanntzugeben.

Wenn zur Entgegennahme dieser Bedingungen der historische Wald von Compiègne bestimmt wurde, dann geschah es, um durch diesen Akt einer wiedergutmachender Gerechtigkeit — einmal für immer — eine Erinnerung zu löschen, die für Frankreich kein Ruhmesblatt seiner Geschichte war, vom deutschen Volk aber als tiefsche Schande aller Zeiten empfunden wurde.

Frankreich ist nach einem heroischen Widerstand in einer einzigen Folge blutiger Schlachten besiegt worden und zusammengebrochen. Deutschland beabsichtigt daher nicht, den Waffenstillstandsbedingungen oder den Waffenstillstandsverhandlungen die Charakterzüge von Schmachungen gegenüber einem so tapferen Gegner zu geben.

Der Zweck der deutschen Forderungen ist es:

- 1. eine Wiederaufnahme des Kampfes zu verhindern,*
- 2. Deutschland alle Sicherheiten zu bieten für die ihm auferzwungene Weiterführung des Krieges gegen England sowie*
- 3. die Voraussetzungen zu schaffen für die Gestaltung eines neuen Friedens, dessen wesentlichster Inhalt die Wiedergutmachung des dem Deutschen Reich selbst mit Gewalt angetanen Unrechts sein wird.*

Dienstag, 25. Juni 1940.

Führerhauptquartier.

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Der Feldzug in Frankreich hat nach einer Dauer von nur sechs Wochen mit einem unvergleichlichen Siege der deutschen Waffen geendet. Seit heute 1.35 Uhr herrscht Waffenruhe.

Der Krieg als Glied in Gottes Weltordnung.

Von Helmuth Graf von Moltke (1800—1891).

Der Staatsrechtslehrer Geheimrat Professor Dr. Bluntschli zu Heidelberg hatte Moltke ein Handbuch: „Lois de la guerre sur terre“ (Die Gesetze des Krieges zu Lande) übersandt. Moltkes Antwort lautete:

„Sie haben die Güte gehabt, mir das Handbuch mitzuteilen, welches das Institut für internationales Recht veröffentlicht, und wünschen meine Anerkennung desselben.

Zunächst würdige ich vollkommen das menschenfreundliche Bestreben, die Leiden zu mildern, welche der Krieg mit sich führt. Der ewige Friede ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner, und der Krieg ein Glied in Gottes Weltordnung. In ihm entfalten sich die edelsten Tugenden des Menschen: Mut und Entsaugung, Pflichttreue und Opferwilligkeit mit Einsetzung des Lebens. Ohne den Krieg würde die Welt im Materialismus versumpfen. Durchaus einverstanden bin ich ferner mit dem in der Vorrede ausgesprochenen Satz, daß die allmählich fortschreitende Besitzung sich auch in der Kriegsführung abspiegeln muß; aber ich gehe weiter und glaube, daß sie allein, nicht ein kodifiziertes Kriegsrecht, dies Ziel zu erreichen vermag.

Jedes Gesetz bedingt eine Autorität, welche dessen Ausführung überwacht und handhabt, und diese Gewalt eben fehlt für die Einhaltung internationaler Verabredungen. Welche dritten Staaten werden um deshalb zu den Waffen greifen, weil von zwei kriegführenden Mächten durch eine — oder beide — die lois de la guerre (Gesetze des Krieges) verletzt sind? Der irdische Richter fehlt. Hier ist nur Erfolg zu erwarten von der religiösen und sittlichen Erziehung der einzelnen, von dem Ehrgefühl und Rechtsinn der Führer, welche sich selbst das Gesetz geben und danach handeln, soweit die abnormen Zustände des Krieges es überhaupt möglich machen.

Nun kann doch auch nicht in Abrede gestellt werden, daß wirklich die Humanität der Kriegsführung der allgemeinen Milderung der Sitten gefolgt ist. Man vergleiche nur die Vermilderung des Dreißigjährigen Krieges mit den Kämpfen der Neuzeit. Ein wichtiger Schritt zur Erreichung des erwünschten Zieles ist in unseren Tagen die Einführung der allgemeinen Militärpflicht gewesen, welche die gebildeten Stände in die Armeen einreißt.

Die größte Wohlthat im Kriege ist die schnelle Beendigung des Krieges, und dazu müssen alle, nicht geradezu verwerflichen Mittel freistehen. Ich kann mich in keiner Weise einverstanden erklären mit der Déclaration de St. Pétersbourg (Petersburger Auslegung), daß die „Schwächung der feindlichen Streitmacht usw.“ das allein berechtigte Vorgehen im Kriege sei. Nein, alle Hilfsquellen der feindlichen Regierung müssen in Anspruch genommen werden, ihre Finanzen, Eisenbahnen, Lebensmittel, selbst ihr Prestige.

Mit dieser Energie, und doch mit mehr Mäßigung als je zuvor, ist der letzte Krieg gegen Frankreich geführt worden. Nach zwei Monaten war der Feldzug entschieden, und erst als eine revolutionäre Regierung ihn zum Verderben des eigenen Landes noch vier Monate länger fortsetzte, nahmen die Kämpfe einen erbitterten Charakter an.

Gern erkenne ich an, daß das Handbuch in klaren und kurzen Sätzen den Notwendigkeiten im Kriege im höheren Maße Rechnung trägt, als dies in früheren Versuchen der Fall gewesen ist. Aber selbst die Anerkennung der dort aufgestellten Regeln durch die Regierungen sichert noch nicht die Ausführung. Daß auf einen Parlamentär nicht geschossen werden darf, ist ein längst allseitig zugestandener Kriegsgebrauch, und doch haben wir denselben im letzten Feldzug mehrfach übertreten gesehen.

Kein auswendig gelernter Paragraph wird den Soldaten überzeugen, daß er (§ 2 ad 43) in der nichtorganisierten Bevölkerung, welche (spontanément, also aus eigenem Antrieb) die Waffen ergreift, und durch welche er bei Tag wie bei Nacht nicht einen Augenblick seines Lebens sicher ist, nicht einen regelrechten Feind zu erblicken hat.

Im Kriege werden, wie ich glaube, nur die Paragraphen wirksam werden, welche sich wesentlich an die Führer wenden. Dahin gehört, was das Handbuch über Vermundete, Kranke, Ärzte und Sanitätsmaterial festsetzen will. Die allgemeine Anerkennung schon dieser Grundsätze sowie über Behandlung der Gefangenen würde ein wesentlicher Fortschritt zu dem Ziel sein, welches das Institut für Völkerrecht mit so rühmlicher Beharrlichkeit erstrebt.“

Ein gewisser Herr Goubareff zu Beauvieu in Südfrankreich hatte den in den Zeitungen veröffentlichten vorstehenden Brief Moltkes gelesen und fühlte sich veranlaßt, Moltke seine Ansichten über die Frage des Krieges und die Vorteile des Friedens mitzuteilen. Moltke antwortete:

„Ich muß mich beschränken, auf Ihre Anschauung über den Krieg von meinem Standpunkt aus zu antworten.

Sie erklären den Krieg bedingungslos für ein Verbrechen, wenn auch ein in Versehen besungenes; ich halte ihn für ein letztes, aber vollkommen gerechtfertigtes Mittel, das Bestehen, die Unabhängigkeit und die Ehre eines Staates zu behaupten. Hoffentlich wird dies letzte Mittel bei fortschreitender Kultur immer seltener in Anwendung kommen, aber ganz darauf verzichten kann kein Staat. Ist doch das Leben des Menschen, ja der ganzen Natur ein Kampf des werdenden gegen das Bestehende, und nicht anders gestaltet sich das Leben der Völkereinheiten. Wer möchte in Abrede stellen, daß jeder Krieg, auch der siegreiche, ein Unglück für das eigene Volk ist! Denn kein Landwerb, keine Milliarden können Menschenleben ersetzen und die Trauer der Familien aufwiegen.

Aber wer vermag in dieser Welt sich dem Unglück, wer der Notwendigkeit zu entziehen? Sind nicht beide nach Gottes Fügung Bedingungen unseres irdischen Daseins? Nicht den Wallenstein, sondern May läßt unser großer Dichter sprechen:

Der Krieg ist schrecklich wie des Himmels Plagen,

Doch ist er gut, ist ein Geschick wie sie.

Und daß der Krieg auch seine schöne Seite hat, daß er Tugenden zur Ausführung bringt, die sonst schlummern oder erlöschen würden, kann wohl kaum in Abrede gestellt werden. Gewiß ist es viel leichter, das Glück des Friedens zu preisen, als anzugeben, wie er gewahrt werden soll. Um die so vielfach sich kreuzenden Interessen der Nationen auszugleichen, ihre Streitigkeiten zu schlichten, somit die Kriege zu verhindern, wollen sie an Stelle der Diplomatie eine dauernde Versammlung von Auserwählten der Völker. Mehr Vertrauen als zu diesem Areopag habe ich zu der Einsicht und der Macht der Regierungen selbst. Die Zeit der Kabinettskriege gehört der Vergangenheit an, und es gibt heute schwerlich einen Staatslenker, welcher die schwerwiegende Verantwortung auf sich nimmt, ohne Not das Schwert zu ziehen. Möchten nur überall die Regierungen stark genug sein, um zum Krieg drängende Leidenschaften der Völker zu beherrschen!

Ihr Memorandum betont die besonders kriegerische Neigung der germanischen Rasse; ich bitte Sie, die Geschichte unseres Jahrhunderts durchzumustern und zu urteilen, ob von Deutschland die Kriege ausgegangen sind. Deutschland hat sein Ziel, die Wiedervereinigung, erreicht; es hat nicht die mindeste Veranlassung, auf kriegerische Abenteuer auszugehen; aber es kann zur Abwehr gezwungen werden und muß darauf vorbereitet sein.“

Ein preußischer Leonidas.

Eine Erzählung von Hans Franck.

Mit vier Zeichnungen von Adolph von Menzel.



Als während des Zweiten Schlesiſchen Krieges, nach der Schlacht bei Hohenfriedberg, Friedrich der Große in Böhmen eingebrochen war, geriet ſein Heer unvermutet in eine Bedrängnis, daß es nur durch die Heldentat eines preußiſchen Offiziers und ſeiner ihm bis zum Lezten ergebenen Mannſchaft gerettet werden konnte.

Der König war von dem Jubelſturm des Sieges ſo mühelos vorwärtsgetrieben worden, daß er keine Bedenken trug, auf einer ſchmalen, durch den Chef ſeiner Pioniere in kürzeſter Zeit erbauten Notbrücke über die Elbe zu raſen. Sobald er aber — drüben angelangt — die Lage prüfte, erkannte Friedrich: In eine Falle geraten! Die Öſterreicher, welche ihn auf drei Seiten umſchloſſen, ſtanden plötzlich, und das Gebot des Handelns konnte nun nicht mehr von ihm ausgegeben werden; es war auf den Befehlshaber der Feinde, den Prinzen Karl von Lothringen, übergegangen. Griffen die Preußen an, ſo beſtand die Gefahr, daß die Zange des öſterreichiſchen Heeres ſich hinter ihnen ſchloß und eine noch bis vor kurzem ſiegreiche Armee — jetzt auf allen vier Seiten umzingelt — in ſchimpfliche, den Krieg entſcheidende Gefangenſchaft geriet. Machten die Preußen aber den Verſuch, das rückwärtige Ufer der Elbe wiederzugewinnen, ſo würden ohne allen Zweifel die Öſterreicher angreifen und mit ſolchem Ungeſtüm nachdrängen, daß auf der alſdann unter feindlichem Feuer liegenden Brücke eine Kataſtrophe ohnegleichen unvermeidlich war.



Für die Lage des preußiſchen Heeres gab es nur noch ein Wort: verzweifelt. Karl von Lothringen wußte es und wartete. Denn er ſtellte feſt — und Friedrich mußte dieſer Feſtſtellung zähneknirschend zuſtimmen —: Jeder Tag, an dem nichts geſchah, bedeutete Gewinn für die Öſterreicher. Die Verpflegung der Preußen wurde von Mahlzeit zu Mahlzeit ſchwieriger. In ihrem zu weit vorgeschobenen Lager wütete die Ruhr. Der Siegeſtaumel war in kaſenjämmliche Ernüchterung umgeſchlagen. Mut und Zuverſicht ſanken mit der herbitbedrängten Temperatur um die Wette. In der Tat: Es ſtand verzweifelt um das preußiſche Heer. Nur noch einer konnte helfen: der Große Alliierte.

Am Morgen des 20. September 1745 lag dichter Nebel

über der Elbe. Der ſtieg und ſtieg, wogte nach hüben, wogte nach drüben. Es war, als wolle er ganz Böhmenland auſlöſchen. Friedrich, welcher lange ſchon wußte, daß der da oben die Menſchen nicht durch Wunder errettet, ſondern ſich darauf beſchränkt, uns den Weg aus der Gefahr freizulegen und abzuwarten, ob wir ihn ſehen und uns dieſer Hilfe durch das Wunder einer perſönlichen Tat würdig erweiſen, Friedrich erkannte die Rettung. Er beſchloß, den Einſaß zu wagen. In einer Minute war der Plan feſtgelegt.

Die Wahl des Königs für den entſcheidenden Mann fiel auf den Oberſten von Treſkow, einen ungewöhnlich ſchnell beförderten, ebenſo tüchtigen wie verläßlichen Reiterſmann. Der wurde gerufen. Bald darauf ſtand — hochgereckt, jede Muskel des Körpers geſpannt, jede Fiber der Seele dienſtbereit — ein preußiſcher Offizier vor ſeinem König. Friedrich riß mit wenig Worten ſein Befehlsgebäude auf: Rückzug des Heeres über die Elbe, bevor der Nebel weicht — währenddeſſen Angriff der Öſterreicher durch Treſkows Regiment — wohlgermerkt: Scheinangriff! — aber mit ſolcher Wucht zu führen, daß der Feind die geſamte preußiſche Armee im Vordringen glaubt. — Dem Anſturm des Lothringers unter allen Umſtänden ſtandhalten — um jeden Preis ſtandhalten! Bis das preußiſche Heer drüben auf dem andern Ufer angelangt iſt, ſtandhalten! — Verſtanden?

„Zu Befehl!“ antwortet ein preußiſcher Offizier, will ſalutieren und kehrtmachen, um die Ausführung deſſen vorzubereiten, was ihm ſein König aufgetragen hat.

Friedrich hält den Oberſten von Treſkow zurück und fragt: „Iſt Er verheiratet?“ — „Ja wohl, Majestät.“ — „Kinder?“ — „Zwei. Wie mein Vater. Einen Jungen von vierzehn und einen von dreizehn Jahren.“ — „Alſo hat Er einen Bruder. Nur einen. Keine Schweſter?“ — „Nein.“ — „Wo — befindet ſich Sein — Bruder?“ — „Im Heer des Königs. Als Leutnant in meiner Schwadron.“ — „Als — Leutnant?“ — „Wir, mein Bruder und ich, ſind uns nicht, wie meine beiden Jungen, im Abſtand eines Jahres gefolgt. Sondern im Abſtand eines Jahrzehntes.“ — „Iſt Er wohlhabend?“ — „Das Gut Jäckel wirft für die Meinen ausreichend zum Leben ab.“ — „Verſteht Er was von der Landwirtschaft?“ — „Die lernt man bei uns zu Haus wie Eſſen und Trinken, wie Reiten und Schießen. Man kann's und weiß nicht, wie man dazu gekommen iſt.“ — „Auch Sein — Bruder hat auf ſolche Weiſe die Landwirtschaft erlernt? So daß er einem Gut erfolgreich vorſtehen kann?“ — „Beſſer als ich, deſſen Lebenskompaß ſeit Kindertagen auf Krieg zeigt.“

Der König nickt. Der Oberſt von Treſkow reiſt ſich zuſammen, will wiederum ſalutieren und kehrtmachen. Doch bevor es geſchehen kann, ſagt Friedrich beiläufig, zu beiläufig: „Schick Er mir ſogleich Seinen — Bruder, den Leutnant! Ich möchte einen Brief nach Berlin expeditieren. Einen Brief, den ich nur in die Hand eines Offiziers legen kann.“

Da ermißt Oberst von Treskow die ganze Bedeutung des Befehls, der ihm wurde. Durch seinen überlangen Körper läuft ein Schauer — ein Baum erschauert so, dessen Herzwurzel der erste Anstich traf — und ehe er es zu hindern vermag, ruft er aus: „Majestät —?!“

„Hat Er in seinem Leben schon einmal von Leonidas gehört?“ fährt der König seinen Offizier an. Der strafft sich und antwortet: „Es gibt keinen Helden der Geschichte, von dem ich nicht durch unsern Hauslehrer gehört hätte.“

„Repetier Er, was Er von Leonidas noch weiß!“ befiehlt der König.

Und der Oberst von Treskow, Vater von zwei Kindern, sagt — als ob er ein Schüler wäre, der vor seinem Lehrer steht — befehlsgemäß her: „Leonidas, König von Sparta, verteidigte 480 v. Chr. den Engpaß von Thermopylä, um das persische Heer des Xerxes so lange aufzuhalten, bis die griechische Flotte bei Arthemision gesiegt hatte. Als der Ansturm der Perfer zwei Tage lang von Leonidas abgewiesen worden war, ließ Xerxes durch einen Verräter Truppen in seinen Rücken führen. Leonidas schickte sein Heer nach Hause und kämpfte mit dreihundert ausgewählten Spartiaten gegen viele tausend Perfer, bis nicht einer der heldenmütigen Verteidiger mehr am Leben war. Auf solche Weise rettete er sein Vaterland. Dieses ließ ihm zum Dank ein Grabmonument errichten, auf dem zu lesen stand:

*Dic, hospes Spartae nos te hic vidisse iacentes,
Dum sanctis patriae legibus obsequimur.*

Das ist:

Wandrer, melde von uns den Bürgern Spartas die Botschaft: Folgsam heil'gem Gesetz, ruhen im Grabe wir hier.“

„Soll ein Spartaner einen preussischen Offizier beschämen?“ fragt Friedrich der Große.

„Nein, Majestät“, antwortet Oberst von Treskow.

„Ich werde — zum Zeichen, wenn Er mit Seinem Angriff zu beginnen hat — die Musik spielen lassen. Sobald der Übergang des preussischen Heeres zum jenseitigen Ufer der Elbe ausgeführt ist, gebe ich Befehl, daß man drüben die Kirchenglocken läutet. Dann darf Er sich zurückziehen. Dann erst! Nicht eine Minute früher. Hat Er verstanden?“

„Jawohl.“

„Alles?“

„Alles, mein König.“

Die Hände zweier Männer liegen ineinander; länger, fester als üblich.

Friedrich der Große gab Befehl zum Rückzug des preussischen Heeres über die Elbe. Oberst von Treskow schickte seinen Bruder zum König, sprach eindringlich mit einem andern, beiseitegenommenen Leutnant, ohne daß irgendwer eine Silbe dieses Gespräches hören konnte, und gab Befehl, daß Patrouil-

len sich auflärend zum Feind vorfühlten. Uhr neun erscholl plötzlich preussische Militärmusik. „Also wie festgelegt handeln!“ rief Oberst von Treskow dem Leutnant zu, so laut, daß die Mannschaften aufmerksam wurden und jedes der nachfolgenden Worte befrühdigt in sich einließen: „Den Brückenkopf unter allen Umständen so lange für uns freihalten, bis der König von drüben her den Befehl zum geordneten Rückzug gibt!“ Der Leutnant grüßte Gelöbdis und sprengte mit einigen Leuten der Elbe zu. Oberst von Treskow griff die Osterreich an. Das geschah mit solchem Ungestüm, mit so verbissener Wut, mit einem Geschick, daß Karl von Lothringen — an freier Sicht durch den Nebel gehindert — glaubte, Friedrich habe aus Verzweiflung nun doch den Angriff mit seiner ganzen Armee befohlen. Um den Gegner noch tiefer, als schon geschehen, in die Falle zu locken, beschränkte er sich einstweilen auf die Verteidigung, um erst dann, wenn die Vernichtung des preussischen Heeres unausbleiblich war, mit ganzer Kraft zu dem sorgsam vorbereiteten, einflammenden Gegenstoß auszuholen. Heldenmütig, keine Verluste scheuend, bedrängte Oberst von Treskow die Feinde. Es wurde zehn — es wurde elf — es wurde Mittag. — Da wankte der Nebel, lichtetete sich, schwand hin vor der siegreichen Sonne, und die Osterreich mußten — vor Wut aufschäumend — feststellen: Das preussische Lager ist leer!

Friedrich steht mit seiner Armee jenseits der Elbe! In diesem Augenblick begannen drüben Kirchenglocken zu läuten. Aber auch wenn es nicht erst jetzt geschehen wäre, da nach einem kreisenden „Drauf!“ Karls von Lothringen die Zange des vorstürmenden osterreichischen Heeres sich erbarmungslos um das Häuflein der hüben zurückgelassenen Preussen schloß, auch wenn der erlösende Rückwärtsruf früher erklungen wäre — Oberst von Treskow hätte sich nicht zu seinem König hinüberretten können. Denn er hatte dem beiseitegenommenen Leutnant in Wahrheit den Befehl gegeben, hinter dem letzten preussischen Soldaten des ans jenseitige Ufer gehenden Heeres sogleich mit dem Abbruch der Brücke zu beginnen.

So fielen, einer nach dem andern, die abgeschnittenen preussischen Reiter und ihr Befehlshaber, die eine Armee retteten, bis kein einziger von ihnen mehr am Leben war. Als König Friedrich die Nachricht von dem Ende des Obersten von Treskow überbracht wurde, sagte er: „Ein preussischer Leonidas!“ Dann schwieg er lange vor sich hin. Endlich kam es stoßhaft aus seinem Munde: „Möge sein Volk — durch ewigen Nachruhm — sich an ihm bewähren — wie er sich — an seinem Volk bewährte.“ Wieder eine lange Pause. Plötzlich reckte Friedrich der Große sich auf, sah seinen Offizieren in die Augen und rief königlich: „Der Kampf geht weiter, meine Herren. Bis zum Sieg!“



Schmiedeeisenkunst in einer Vierländer Kirche.

Von Bruno Arbeiter.



Einer von den neunundfünfzig Hutständern in der Altengammer Kirche . .



Ein Blick in die Kirche von Altengamme.

Das schön geschnitzte und bauerlich bunt bemalte Gestühl stammt aus derselben Zeit wie die Hutständer, die es krönen.

Sämtliche Lichtbilder: Gerwin.

Das 18. Jahrhundert brachte Deutschland einen Hochstand seiner Schmiedekunst, der nicht mehr übertroffen werden konnte. Die herrlichen Gitter in den Residenzen und Kirchen von Wien, Prag, Würzburg, Nürnberg sind in ihrer handwerklichen Vollendung, ihrem Ideenreichtum und ihrer künstlerischen Zucht Meisterwerke, in denen sich der deutsche Kunstschmied für alle Zeit ein edles Denkmal gesetzt hat.

Neben den vielbewunderten und -beschriebenen Zeugnissen der repräsentativen Kunst der Fürstenhöfe, Bischofsitze und reichen Städte blieb das Wirken der Kleinstadthandwerker und Dorfschmiede fast unbeachtet. Und doch hatten auch diese, nie ins helle Licht der „Kunstgeschichte“ tretenden Künstler auf ihre bescheidene Art Anteil an der Kunsthöhe ihres Jahrhunderts. Die Wirtshauschilder und Truhensbeschläge, Fenstergitter und Grabkreuze, Schlösser und Schlüssel dieser Zeit sind auch im kleinsten Dorf mit so viel Liebe und solchem Verständnis des schwer zu meisternden Eisens gearbeitet, daß wir sie als Überbleibsel aus der guten alten Zeit noch heute bewundern und als schön empfinden.



Es ist eine Freude, zu beobachten, wie sich damals der gute Geist der Schmiedekunst bis in die abgelegensten, vom Zeitgeschehen unberührten Gegenden behauptete; es warten gerade hier oft schöne Überraschungen und Entdeckungen auf uns, und zwar nicht nur im schmuckfreudigen Süden, sondern gerade auch in Norddeutschland. So gibt es in einigen Kirchen der Vierlande, dieser reichen Marschlandschaft zwischen Niederelbe und Bille, eine „Spezialität“ der Schmiedekunst: die Hutständer!

Diese „Hutständer“ sind bis zu doppelarmhohe Aufbauten auf den Enden der Männerbänke. Es ist viel danach geforscht worden, wie wohl diese eigenartigen Gebilde, die sonst nirgendwo in Deutschland anzutreffen sind, entstanden sein mögen. Und da sich keinerlei urkundlicher Anhaltspunkt vorfand, einigte man sich auf eine höchst einfache Erklärung. Man nimmt heute an, daß die Hutständer ursprünglich Lichthalter gewesen sind, also Eisenstäbe mit einem Dorn, um die Kerze darauf aufzuspießen und einem Teller zum Auffangen des herunterträufelnden Waxes. Es muß dann wohl eines Tages, als die Halter nicht mehr gebraucht wurden, einem praktischen Kirchenbesucher der Einfall gekommen sein, seinen

hohen Hut daran aufzuhängen, und dieses Beispiel fand so viel Anklang, daß die Ständer bald nur noch diesem Zweck zu dienen hatten. Wenn man die ältesten, einfachsten der Hutständer betrachtet, erscheint diese Erklärung sehr einleuchtend.

Die Verschiedenheit der Ständer ist überraschend. Ihre Schöpfer haben eine Phantasie und eine Sicherheit in der Formgebung entwickelt, die besonders erstaunlich sind, wenn man bedenkt, daß ihnen ja Vorbilder fehlten. Zwar gibt es in einer kleinen Holzkirche Norwegens einen den Vierländer „Hutständern“ verwandten Brauch, aber hier sind es einfache, auf den Kirchenbänken angebrachte Kienfackelgeweihe, nur Gebrauchsgegenstände ohne jede künstlerische Absicht. Etwas den „Hutständern“ wirklich Vergleichbares findet sich höchstens in der Pfarrkirche des bayerischen Münnerstadt, wo die Handwerker des Städtchens ihre kunstgeschmiedeten Innungszeichen an den Kirchenbänken aufgestellt haben. Die „Hutständer“ sind also charakteristisch für die Vierlande, und den Hauptschatz besitzt die Kirche von Altengamme.

Beim Eintritt in diese kleine alte Kirche fällt gleich ihre



Buntheit und Heiterkeit auf. Dieser Eindruck wird nicht zuletzt durch die „Hutständer“ hervorgerufen, die wie eine Reihe von farbenprächtigen zwerghaften Herbstbäumen — das Eisen ist nämlich bunt bemalt und vergoldet — auf den Altar zustreben. Die Kirche in Altengamme als Gotteshaus einer reichen Gemeinde besitzt nicht weniger als 59 solcher Hutständer. Der älteste trägt die Jahreszahl 1708, der jüngste stammt aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Durch anderthalb Jahrhunderte hat sich also der Brauch behauptet, vom Urgroßvater auf den Enkel vererbt; und jede Dorfschmiedegeneration hat sich neu mit dieser einzigartigen Aufgabe auseinandersetzen müssen.

Es macht viel Freude, die einzelnen Stücke zu betrachten, aus denen sich noch manches über die Eigenart ihres Schöpfers, häufig auch ihres Stifters, herauslesen läßt. Bei den meisten sind Jahreszahlen und Namen oder wenigstens Anfangsbuchstaben oder -silben höchst kunstvoll irgendwo angebracht. Wir finden diese Sitte gleich bei einem der einfachen frühen Stücke. Aus einer hohen eisernen Rippe wachsen bei diesem Hutständer zweimal Blüten. Sie ähneln Tulpen, und wir erinnern uns bei ihrem Anblick, daß dieses Land einmal eine



XII/15

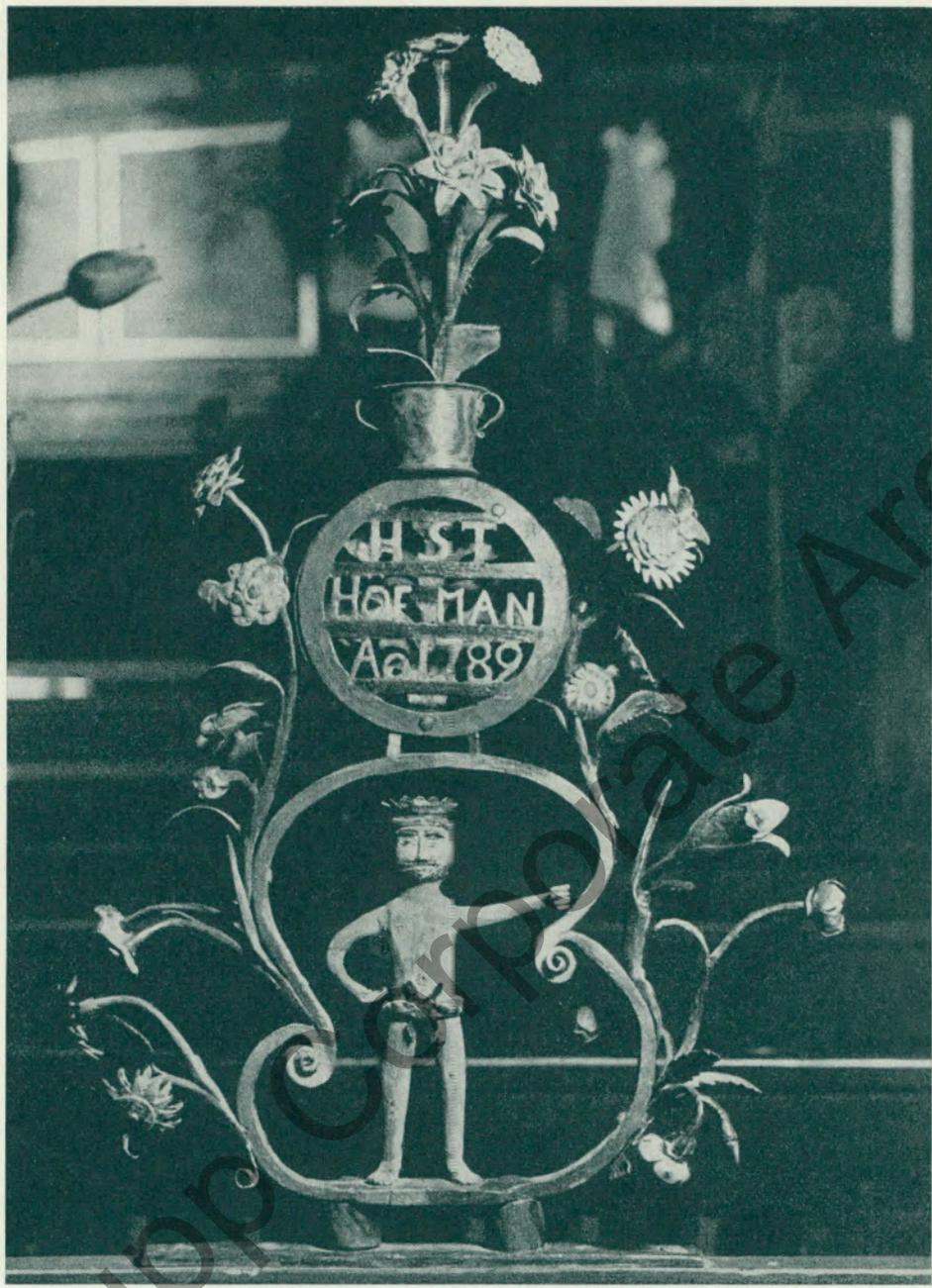


reiche, fast üppige Zeit erlebte, als Blumenzwiebeln, Obst und Gemüse so reiche Einkünfte brachten, daß die Trachten der Frauen über und über mit Silber und Bernstein bedeckt werden konnten.

Blumen und Ranken, Blätter und Knospen, ja ganze Blumentöpfe („Kruhpötte“), kunstvoll verschlungene Ornamente, Menschen, Löwen, Krieger, Vögel und Früchte — die ganze bunte Welt, in der sich stets das künstlerische Schaffen des Volkes bewegt, tut sich in den Hutständern vor uns auf.

Bei den einfachen Ständern sehen wir gut, wie Mitte und Spitze des Stabes den ersten Anreiz zum Ausschmücken gaben. Nach und nach wurde die Arbeit immer entwickelter und reichhaltiger. Der Hochstand der gesamten damaligen Schmiedekunst Deutschlands zeigt auch die einfachen Dorfschmiede von Altengamme mit fort.

1789 entsteht das Prachtstück mit dem „Wilden Mann“, der eine Blätterkrone auf dem Kopf trägt und in einem lustig geschweiften Eisenschirm dem Betrachter in der Kirchenbank gegenübersteht. Über seinem Kopf ist das Namensschild angebracht und darüber als drittes „Stück-



wert“ ein kräftiger, aus weichem Eisenblech geschmiedeter „Krutpott“. In seiner Frische und völligen Unbefangtheit ist dieser Hutständer vielleicht eine der schönsten, zumindest eine der anziehendsten Arbeiten volkstümlicher Schmiedekunst überhaupt. Dieser Halter mit dem „Wilden Mann“ steht in einem gewissen Gegensatz zu der Gedrungenheit eines anderen Hutständers, der nur ein Jahr älter ist. Er hat neben den Blüten und Trauben auch einiges wirklich „barocke“ Schmuckwerk. Seine Form ist knapper und fester zusammengefaßt; er ist in dem farblich wunderbaren Zusammenklang von Gold zu Grünblau und Rot bemalt.

Immer wieder anders stellt sich jeder neue Hutständer vor, kein Stück gleicht seinem Nachbarn. Ein einfach gegliederter von Anno 1796 ist wieder besonders schön. In feinen Schwingungen spielt das blaue Eisenwerk um die Mittelachse, fast symmetrisch rotweiße Blumen an den Enden herausstreckend. Kunstvoll verschlungene Initialen und das Schild mit der Jahreszahl, beide goldfarben, sind beherrschend in der Mitte angebracht.

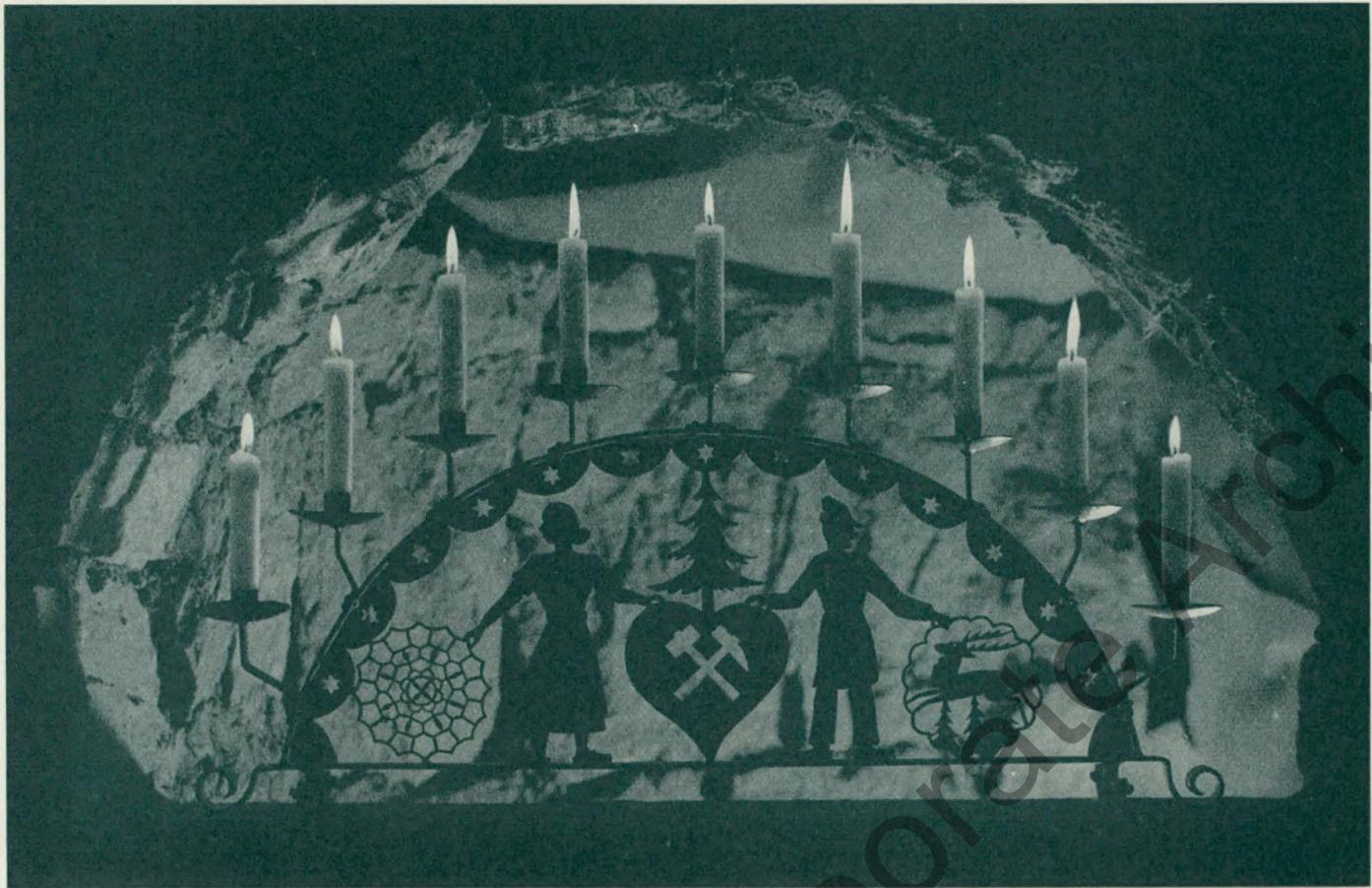
Eine völlig anders gehaltene Arbeit, dem ausladenden Stil der Zeit näherstehend, ist ein Huthalter mit einer Krone, Rosenblattwerk und sehr kunstreichen Initialen am Fuße. Das barocke Gefühl herrscht hier sichtlich. Die damals so beliebte Delphinform hat der Dorfschmied nicht ohne Sinn

für Proportion und Schwung auf seinen Gegenstand übertragen.

An den beiden zuletzt beschriebenen Hutständern läßt sich gut der Gegensatz zeigen, der überall zweifach die Erschei-

nung der Volkskunst bestimmt. Wir sehen einerseits das klar gegliederte, reich entwickelte Werk vor uns, das, einfachen zeitlosen Gesetzen folgend, auch ein einfaches Abbild gibt von der Welt, die in dem Dorfschmied, dem Mann des Volkes, lebte. Er arbeitet unter anderen Voraussetzungen als der hochentwickelte städtische Künstler, aber die Möglichkeiten, die ihm sein schlichter Kunstfleiß eingibt, sind voll ausgenutzt worden. Auf der anderen Seite steht der vom „Stil“ der Zeit beeindruckte, nachempfindende Schmied, der die natürliche innere Fülle durch Überschwang der Formen im Zeitgeschmack zu ersetzen sucht. Mit diesem Streben taucht sofort die Gefahr auf, daß Werke entstehen, die keine echte Volkskunst mehr sind und den Satz rechtfertigen, daß „Volkskunst gesunkenes Kulturgut“ sei — einen Satz, der sonst eine völlig abwegige Behauptung enthält.

In der Kirche von Altengamme aber sind die namenlosen Schöpfer der Hutständer durchweg dieser Gefahr entgangen, und so wurden von ihnen Werke geschaffen, die bei aller Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit doch ein einheitliches Ganzes schönster deutscher Volkskunst bilden.



Lichtbild: Hans Neglaff.

Erzgebirgische Schmiedeeisenkunst.
Schwibbogen über dem Stolleneingang eines Bergwerkes.

Grubenlampen am Himmel.

Eine Bergmannserzählung von D. F. Heinrich.

Schon in meiner frühen Kindheit nahm mich mein Vater häufig mit bei seinen Wanderungen. Wir gingen durch die stillen Täler meiner Heimat, stiegen auf die hohen Rücken der Berge, und oft war es schon dunkel, wenn wir an den Heimweg dachten. Es kam mitunter vor, daß mein Vater plötzlich stehenblieb und schweigend hinuntersah in die Tiefe, wo Koksöfen glühten, wenn der Abend den fadigen Rauch im Tale verschlang. Ich durfte ihn dann nicht stören, sonst wurde er ärgerlich. (Er wäre ein komischer Kauz, sagten die Leute oft.)

Einmal fragte ich ihn doch: „Was sind das für Lichter dort unten, die so aneinander vorbeigehen?“

Der Vater mochte an irgend etwas anderes gedacht haben, denn er suchte sich erst zurechtzufinden, sah an meinem ausgestreckten Arm entlang und meinte:

„Wo? — Ach so, dort unten; das ist Schichtwechsel.“ Dann brummte er noch etwas vor sich hin und wandte sich zum Gehen. Ich hätte nun gern gewußt, was Schichtwechsel ist, aber ich traute mich nicht mehr weiter zu fragen und erzählte es daheim der Mutter, wie man abends, wenn es finster ist, eine Reihe winziger Lichter sehen könne, die im Tale entlangwandern, quer übers Feld, und wie andere entgegenkämen, und daß es sehr schön ausähe, wie kleine Glühkäfer.

Die Mutter verriet mir dann, es seien die Grubenlampen der Bergleute, die sich von der Arbeit ablösen. Damals, in

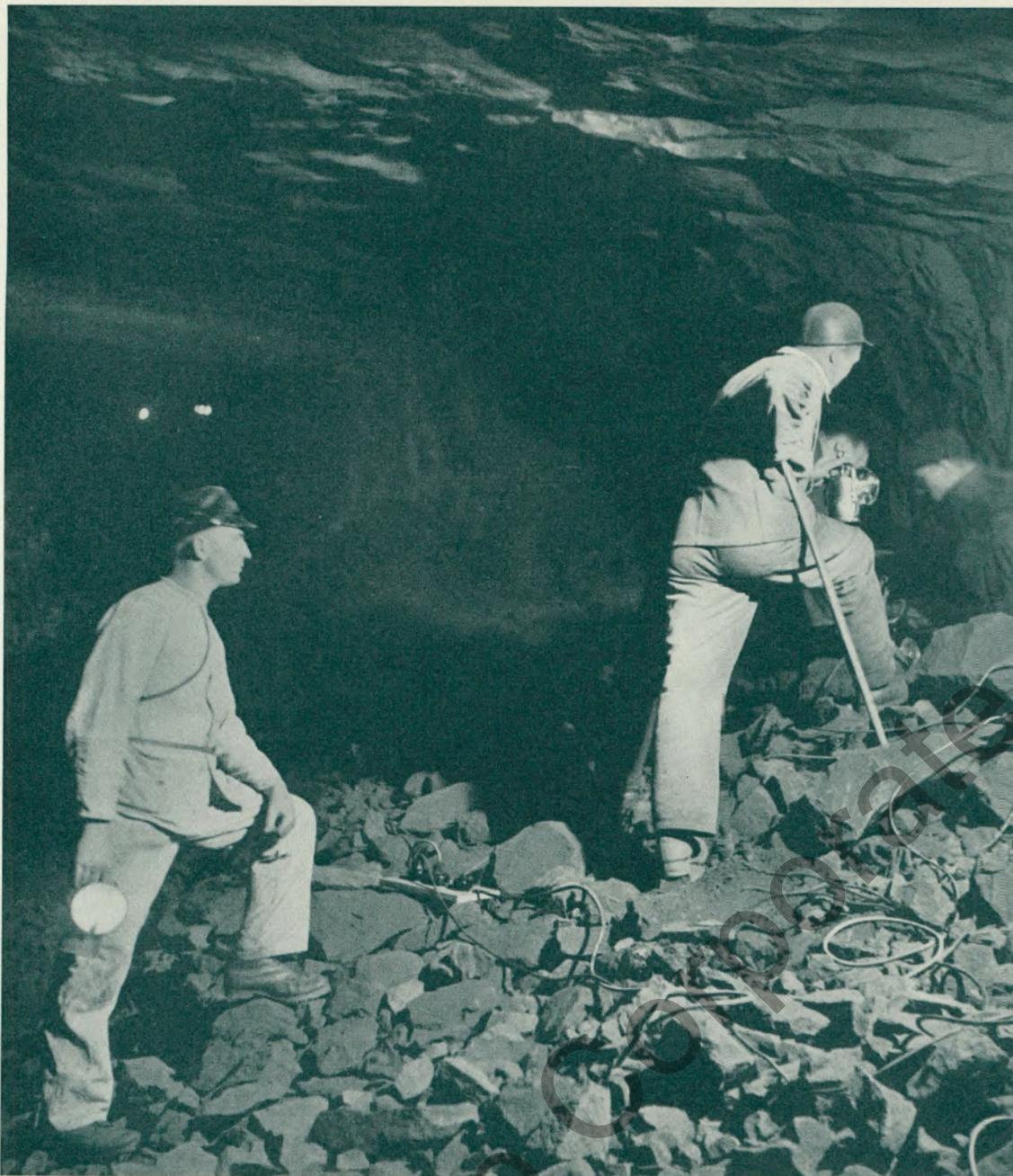
meiner Kindheit, fuhren die Bergleute teilweise noch in Tages-
schächten ein, die ziemlich weit voneinander entfernt lagen. Sie hatten oft ein gut Stück zu laufen.

Gern hätte ich noch mehr gewußt, aber der Vater erschien in der Küche und schickte mich in die „Lagerne“, eine kleine Kneipe zwei Häuser weiter; dort mußte ich jeden Abend sein Bierglas füllen lassen.

Die „Lagerne“ war eines der ältesten Gasthäuser in unserer Gebirgsstadt. Sie lag an der Straße, auf der die Bergleute von der Grube kamen. Viele von ihnen gingen hinein, ließen sich einen Korn einschenken und pilgerten weiter. Manche blieben auch länger drinnen. Sie mußten sich den Kohlenstaub hinunterschweifen, sagten sie, wenn sie am Schanktisch das weißliche Getränk verlangten.

Als ich an jenem Abend Vaters Bier eingeschenkt erhielt, fiel mir ein jüngerer Mann auf, der mit einem Bergmann an einem der vorderen Tische saß. Der Bergmann sagte „Herr Steiger“ zu ihm. Ich dachte, der andere hieße so, obgleich mir die Anrede auffiel, denn die Bergleute riefen sich mit dem Vornamen an. Vielleicht war es nur diese Absonderlichkeit, daß ich mir das Gespräch merkte. Mit geringen Unterbrechungen erklärte der eine:

„Es geht nicht, Wagner, die Abteilung ist voll. Warum



Links: Der Steiger.

Rechts: Westfälischer Bergmann mit Bohrerhammer in einer Eisenerzgrube.

Lichtbilder:
Hallensleben / Vereinigte Stahlwerke AG

In der Ecke stand ein Schmel. Wenn Onkel Thienel nicht schusterte, durfte ich mich darauf setzen. Er machte nämlich die Schuharbeiten für sich und seine Frau selbst, worüber ich sehr erstaunt war. Ich sah ihm sehr lange zu, wie geschickt er die Holznägel in das Sohlenleder schlug; dabei war er doch kein richtiger Schuster wie der alte Zunker nebenan. Obgleich Thienels keine Kinder hatten, mit denen ich spielen konnte, gefiel es mir bei ihnen besser als anderswo. Manchmal aß ich mit Onkel Thienel. Kraut mit Bratkartoffeln gab es sehr oft. Es schmeckte mir ausgezeichnet, nur durfte ich meiner Mutter nichts sagen, sie schalk mich dann: Thienels hätten noch viel, viel weniger als wir, ich dürfte es nicht annehmen.

Als ich das Frau Thienel erzählte, nahm sie mich auf ihren Schoß und lachte mich aus; dabei hatte sie schimmernde Augen. Sie sagte: „Wenn du nun unfer wärst, müßt's auch reichen!“ Mit der Hand strich sie mir ein paar mal über den Kopf.

So kletterte ich weiter jeden Abend nach dem dritten Stock und blieb die gewohnte Stunde bei Onkel Thienel. Wenn er

sind Sie damals von der Grube weggegangen? Ich darf jetzt keinen mehr aufnehmen.“

Der andere hob die Achseln ein wenig und sah in sein Kornglas: „Ich konnt's halt nimmer, 's war zu schwer für mich — damals. Jetzt will ich's wieder versuchen.“

Der Herr Steiger schwieg; der Bergmann meinte dann noch: „Vielleicht später; ich denke ... es kann doch vorkommen, daß einer von den Kumpeln — nicht für ungut, ich wünsch' es ja keinem...“

Die anderen Worte verstand ich nicht mehr. Der Wirt hatte mir das Glas zurückgegeben und die Tür geöffnet; wahrscheinlich zeigte er so viel Vorsicht, weil ich wenige Tage zuvor über die Schwelle gestolpert und hingefallen war.

Nach dem Abendbrot durfte ich gewöhnlich noch für eine kurze Stunde zu Onkel Thienel gehen. Das war gewissermaßen mein angestammtes Recht. Onkel Thienel wohnte zwei Stock über uns und wurde von mir nur Onkel genannt, weil er es so verlangt hatte. Er war — wenn ich ihn mir jetzt vorstelle — etwa dreißig Jahre alt. Seine Frau freute sich sehr, wenn ich kam, und legte manchmal sogar ihre Schneiderarbeit weg.

Onkel Thienel arbeitete auch in der Grube; er hatte ganz große Hände und hob mich damit bis zur Decke. Viermal, fünfmal tat er das, bis ich sagte: Genug! Dann erklimmte ich seine Schultern, und er trug mich im Marschschritt durch die Stube.

nachts zur Grube mußte, ging er schon zeitiger weg. Ich saß dann noch bei seiner Frau. Aber da war es stille, und manchmal sah sie mich lange an und hatte dann wieder so schimmernde Augen.

Eines Abends sagte mein Vater zu mir — es war beim Abendbrot —, ich dürfte heute nicht zu Thienels gehen. Er sagte es, ohne mich anzuschauen, und trank darauf Tee, der so heiß war, daß er sich die Lippen verbrannte. Er schimpfte aber gar nicht, wie er es sonst wohl getan hätte. Auch vergaß er heute, mich nach Bier zu schicken. Überhaupt war alles so sonderbar. Nach dem Essen las er der Mutter aus der Zeitung einen langen Abschnitt vor von einem großen Unglück in der Stadt. Ich hörte da zum ersten Male seltsame Worte wie: Stollen, Schlagwetter, die ich mir merkte, weil sie nicht so schwer waren wie die anderen. Auch das Wort Schichtwechsel kam dabei vor.

Draußen in der Küche fragte ich später meine Mutter, warum ich nicht zu Onkel Thienel gehen dürfte. Sie nahm mich beiseite und meinte, ich würde Onkel Thienel nicht mehr sehen können; in der Grube, tief unter der Erde sei er gestorben.

Als ich am nächsten Abend in der „Taverne“ Bier holte, saß wieder der Herr Steiger mit dem Bergmann zusammen. „Bierundzwanzig fehlen. In meiner Abteilung elf. Ich habe Sie mit vorgemerkt,“ sagte der Herr Steiger.





Lichtbild: Hallensleben / Vereinigte Stahlwerke AG.

Bergarbeitersiedlung einer westfälischen Eisenerzgrube.

Sie sprachen dann noch eine Weile miteinander. Der Bergmann rief ein: „Wissen Sie, Herr Steiger, ich mach' mir jetzt Vorwürfe, daß ich vor ein paar Tagen —; aber an so was denkt man doch nicht, so was will doch keiner von uns. . .“

„Aber, lieber Wagner, Sie machen sich unnötige Kopfschmerzen. Das ist Schicksal, da kann keiner etwas machen! Der eine von uns fällt, der andere tritt an seine Stelle. Das war schon immer so.“

Die anderen Bergleute saßen weiter hinten an ihren Tischen. Sie unterhielten sich, wie es mir schien, leiser als sonst. Auch sang an diesem Abend keiner, wenn er auf die Straße trat.

Ich mußte mit dem Gespräch der beiden Männer nichts Rechtes anzufangen. Man behält manchmal etwas aus frühester Kindheit, das wenig inhaltlichen Wert trägt. Vielleicht blieb es im Gedächtnis haften, weil mir die beiden Männer vor einigen Tagen durch die ungewöhnliche Art der gegenseitigen Anrede aufgefallen waren. Jemandwie lastete aber in jenen Tagen eine schwere Stimmung über meiner Umgebung, und so brachte ich unwillkürlich alles mit dem armen Onkel Thienel in Zusammenhang, der tief in der Erde gestorben war, wie es mir die Mutter erzählt hatte.

Als wir eines Sonntags über den Berg nach der Stadt

zurückwanderten, sah ich wieder jene kleinen Lyster im Tale. Ich blieb stehen und hielt die Mutter am Rock fest.

„Das sind doch die Bergmänner mit ihren Lampen“, fragte ich stolz, mich ihrer Erklärung noch zu erinnern. Die Mutter nickte. Und plötzlich dachte ich an Onkel Thienel und fragte weiter, ob er auch dabei sei.

„Nein, er ist doch gestorben! Früher war er auch dabei.“

„Wo ist denn jetzt seine Lampe?“

Diese Lösung schien mir damals sehr wichtig zu sein. Die Mutter verstand mich so gut und legte ihren Arm um meine Schultern: „Die ist dort oben aufgehängt“, sagte sie und zeigte nach den Sternen am Himmel. „Das große Licht, das so schön funkelt — das ist Onkel Thienels Lampe.“

Ich schwieg für einen Augenblick.

„Und alle Bergmänner, die tief unten in der Erde sterben, dürfen ihre Lampe am Himmel aufhängen?“ fragte ich.

„Ja“, sagte die Mutter, „damit wir sie sehen; damit wir immer an sie denken, an Onkel Thienel und die andern.“

So wie es mir die Mutter erzählte, verstand ich es damals schon. Aber welche Gedanken sie mitgab, weiß ich heute erst, wenn ich Rauchfahnen unter trübem Himmel halbmaß über die Halden flattern sehe.

Spielzeug und Brauch.

Von
Hans Friedrich Geist.

Mit vier Bildtafeln
aus Geist-Mahlau „Spielzeug“.



Nußknacker.

1. Thüringen (19. Jahrh.). 2. Erzgebirge (19. Jahrh.). 3. Nach
Heinrich Hoffmanns (Straußwelpeter-Hoffmann) Bilderbuch „König
Nußknacker und der arme Reinhold“. 4. Erzgebirge. 5. West-
falen (Gegenwart).

Es gibt kaum ein Gebiet des kulturellen Lebens, dem wir allesamt so innig und herzlich verbunden sind wie dem des Spielzeuges. Nicht nur zur Kinderzeit haben wir eine lange und nachhaltige Begegnung mit ihm gefeiert. Wieder und immer wieder kommen wir darauf zurück: als Vater oder Mutter, wenn es gilt, dem Kind das rechte Spielzeug in die Hände zu geben; als schenkender Pate oder Freund eines Kindes; als älterer Mensch, der sich wieder seinen frühen Tagen zuneigt und so auch seiner Spielzeuge gedenkt, die ihm zu einer Quelle schönster Erinnerungen werden können. Der Anblick spielender Kinder, das Verweilen vor einem Spielwarenausstand in der weihnachtlichen Zeit führt uns stets in die eigene Kindheit zurück. Wir fühlen sehr wohl, daß gar manches, was unser Leben beglückt und bewegt, einst in ferner Jugend von unseren Spielen und Spielzeugen geweckt worden ist.

Das Kind will und muß lebensnotwendig spielen, um sich allseitig und unter voller Anspannung seiner körperlichen und geistigen Kräfte zu betätigen, um sich stetig und mit nicht auslassender Freude hineinzufinden in die sich ständig erweiternde

Kulturwelt, bis es endlich selber vor dieser Welt steht, die es gilt, mit gleicher Liebe und Zähigkeit zu erobern und zu durchdringen wie einst die Welt der Spiele.

Die Forderungen des Kindes nach Spielzeug waren zu allen Zeiten gleich. Immer wollte das Kind spielen, und immer wurde ihm Spielzeug gegeben, das ihm den Blick öffnete für die jeweils erkannte Gesamtheit des Lebens und der ihr entsprechenden Kultur. Jedes alte Spielzeug erzählt von seiner Umgebung, von der Gesinnung und Besitzung seiner Menschen und von einem Kind, dem es die Seligkeit seines jungen Daseins war. Das Spielzeug ist wie das Spiel „ein Spiegel des Lebens“, der das Innen- und Umleben seines Jahrhunderts demjenigen verschönt und verklärt zurückgeben kann, der sich liebend und verstehend über das Vergangene beugt.

Abgesehen von den Spielzeugen des kleinen Kindes, die der reinen Beschäftigung dienen (Bälle, Klappern, Rasseln, Ringe), und jenen Naturdingen, bei denen das Kind seit uralten Zeiten ganz aus sich heraus „in jedem alles schauen und aus jedem alles machen kann“, können wir zwei Hauptgruppen von Spielzeugen unterscheiden:

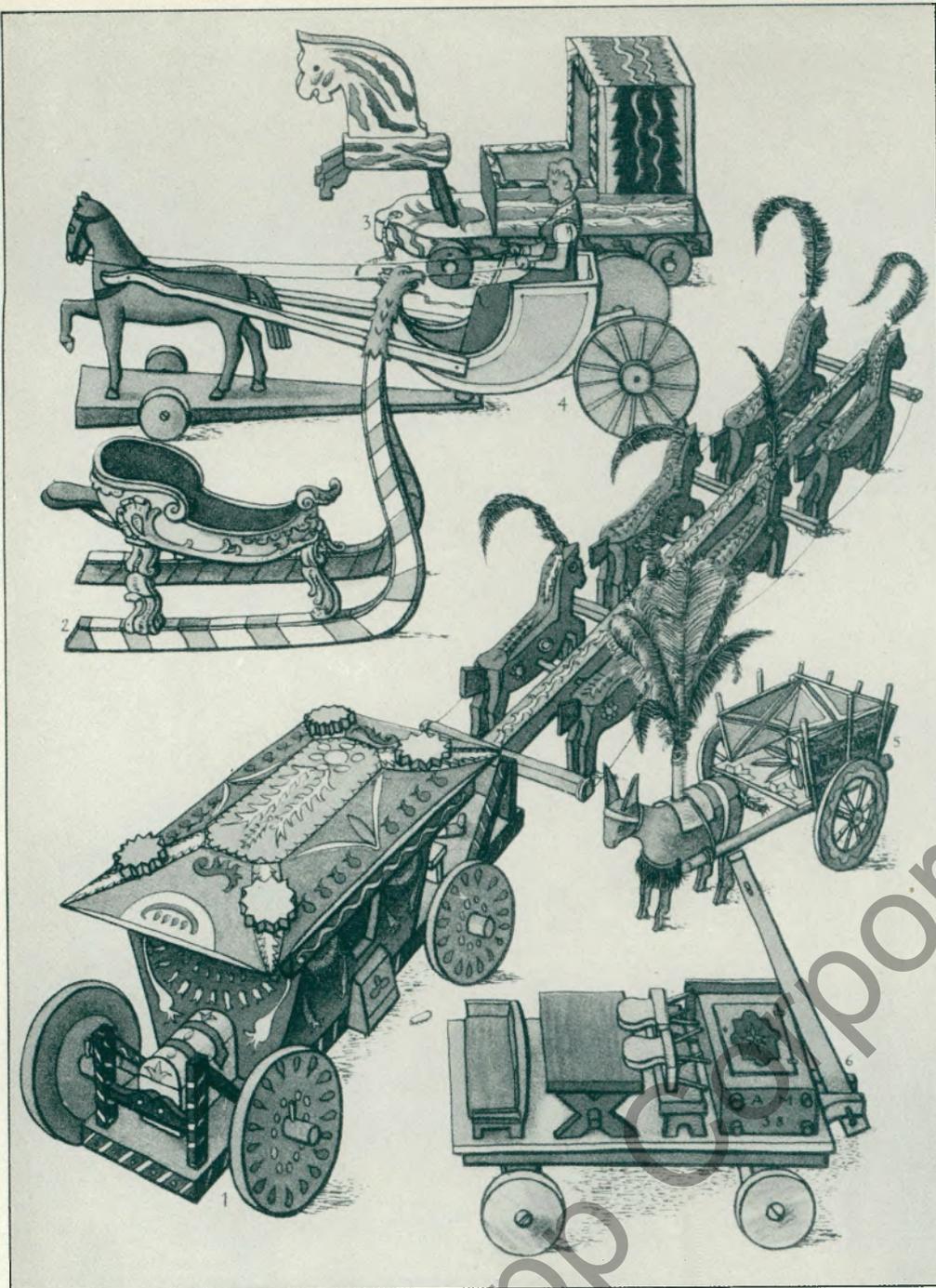


Abb. 2. Pferd und Wagen.

Die Oberammergauer Spielwarenschneider hatten im 18. Jahrhundert ihre Handelshäuser in Petersburg, Kopenhagen, Drontheim, Amsterdam und Cadix. Die Berchtesgadener Spielwaren waren nicht weniger verbreitet. Die Händler und Hausierer des Grödener Tals kamen mit ihrer bunten Fracht zu Fuß bis Moskau und Lissabon. Um 1800 waren 348 Firmen aus Gröden (3500 Einwohner) allein auf 130 Welt Handelsplätzen vertreten. Die Sonneberger verfrachteten im Jahre 1729 allein 12000 Zentner Ware. Welch ein herrliches Bild: Aus dem deutschen Spielzeugland wandern zu vielen Tausenden die Soldaten, Burgen, Puppen und Fahrzeuge in die weite Welt hinaus.

1. Sechspänniges Kütschchen aus Berchtesgaden (18. Jahrh.). 2. Schlitten (deutsch, 18. Jahrh.). 3. Wagen aus Emsburg (Ostpreußen, Anfang 19. Jahrh.). 4. Thüringer Kütsche (19. Jahrh.). 5. Sizilianischer Feseltaren (Gegenwart). 6. Möbelfuhrwerk (Oberbayern).

Diese alten Sinnzeichen finden wir auch im Spielzeug des Kindes wieder. Weil sie Ausdruck der Gesinnung und des Glaubens sind, eben darum wurden sie auch in die Hände der Kinder gegeben, um schon die Kleinen so früh wie möglich mit den bedeutungsvollsten Gestalten vertraut zu machen. Eine echte Weltanschauung wird eben nicht „gelehrt“, sondern sie wird gelebt, und sie senkt sich als selbstverständliche Wahrheit in die kleinen Herzen ein und wird ihr seelisch-geistiger Besitz. Verfolgen wir einmal die Spielzeuggestalten, die mittel- oder unmittelbar auf Sinnzeichen aus der Glaubenswelt unserer Vorfahren zurückgehen.

Das Pferd, das heilige Tier der All-Gotttheit (Schimmelreiter), ist das edelste aller Tiere. Es ist als Sonnenfaher (Sonnenwagen von Trundholm) zugleich Sinnbild des Mutes, der Treue und der Pflicht. Ihm, dem treuen Begleiter und wertvollen Helfer des Menschen, ist die Gabe der Weissagung verliehen. Der Reiter, der sieghafte Sonnenreiter (Reiterstein von Hornhausen), überwindet die Schlange der Finsternis, die zur Mittwinterzeit die Sonne in der Schlinge des kleinsten Sonnenbogens gefangenhalten muß, damit sie strahlend in

1. sinnbildliche Spielzeuge, die zumeist in engem Zusammenhang stehen mit den Bräuchen unserer germanischen Vorfahren;

2. darstellende Spielzeuge, denen zu allen Zeiten die Aufgabe zukam, das Kind spielend mit den Begebenheiten seiner Umwelt vertraut zu machen.

Wir wollen uns im Zusammenhang dieses Aufsatzes nur mit der ersten Gruppe beschäftigen.

Im Mittelpunkt der germanisch-nordischen Weltanschauung steht eine allwaltende Gottheit, die in den kosmischen Gesetzen der Welt ebenso offenbar wird wie im menschlichen Dasein. Das Sonnenlaufgeschehen des Jahres, dieses unauflöschliche schöpferische „Sterb und Werde“, ist das fortdauernde Zeugnis von der Ewigkeit der göttlichen Ordnung der Welt. Die geistige und seelische Haltung dieser Weltanschauung, die trotz des christlichen Glaubens im Bauerntum und auch im Stadtmenschen bäuerlicher Herkunft in vielem lebendig geblieben ist, kommt zum Ausdruck in den Festen und Bräuchen der Gemeinschaft*.

* Es sei an dieser Stelle auf das Werk „Bauernbrauch im Jahreslauf“ von Hans Strobel verwiesen, das die Leitmotive der germanisch-nordischen Weltanschauung in ihren zahlreichen Abwandlungen aufzeigt. Dieses Werk wird im folgenden des öfteren zu Rate gezogen.

ein neues Lichtjahr aufsteigen kann. Der Reiter ist unverkennbares Zeichen des befreienden Kampfes und der unerschütterlichen Zusage. Dem Knaben wird das Pferdchen, sein erstes Spielzeug, nicht gegeben, um ihn mit einem „nützlichen“ Tier bekanntzumachen, sondern das Tier der Gottheit soll auch sein erster Gefährte sein. Die Spielzeugpferdchen der Knaben meinen immer zuerst das vollblütige Reittier, allen voran die Schaukel- und die Steckenpferde. Ihre Formen sind dem geistigen Erbgut der deutschen Stämme entsprechend äußerst vielfältig. Es sei hier nur auf die hölzernen, gedruckenen roten und weißen Ostpreußenpferde hingewiesen, die, um ihre Sinnbildkraft als Sonnenfaher zu erhöhen, unbewußt mit der Lebensrute geziert sind (Abb. 3 Nr. 11), auf das schwere niederdeutsche Räderpferd aus dem 16. Jahrhundert (Abb. 3 Nr. 3), auf die massiv geschnitzten und bunt bemalten Pferde aus Schweden (Abb. 2 Nr. 8), die auf dem Sattel gelegentlich auch ein Sonnenzeichen tragen und auf die gesägten und doch leidenschaftlich bewegten Reiterlein aus Berchtesgaden (Abb. 3 Nr. 6). Vergleichen wir diese alten bäuerlichen Reittiere mit den naturalistischen Pferdeschablonen unserer gegenwärtigen Spielzeugläden, dann haben wir ein Beispiel für das Absinken der Formsprache von der Bedeutungssprache der Bauernkunst zum städtischen Naturalismus.

Abb. 3. Pferdchen und Reiter

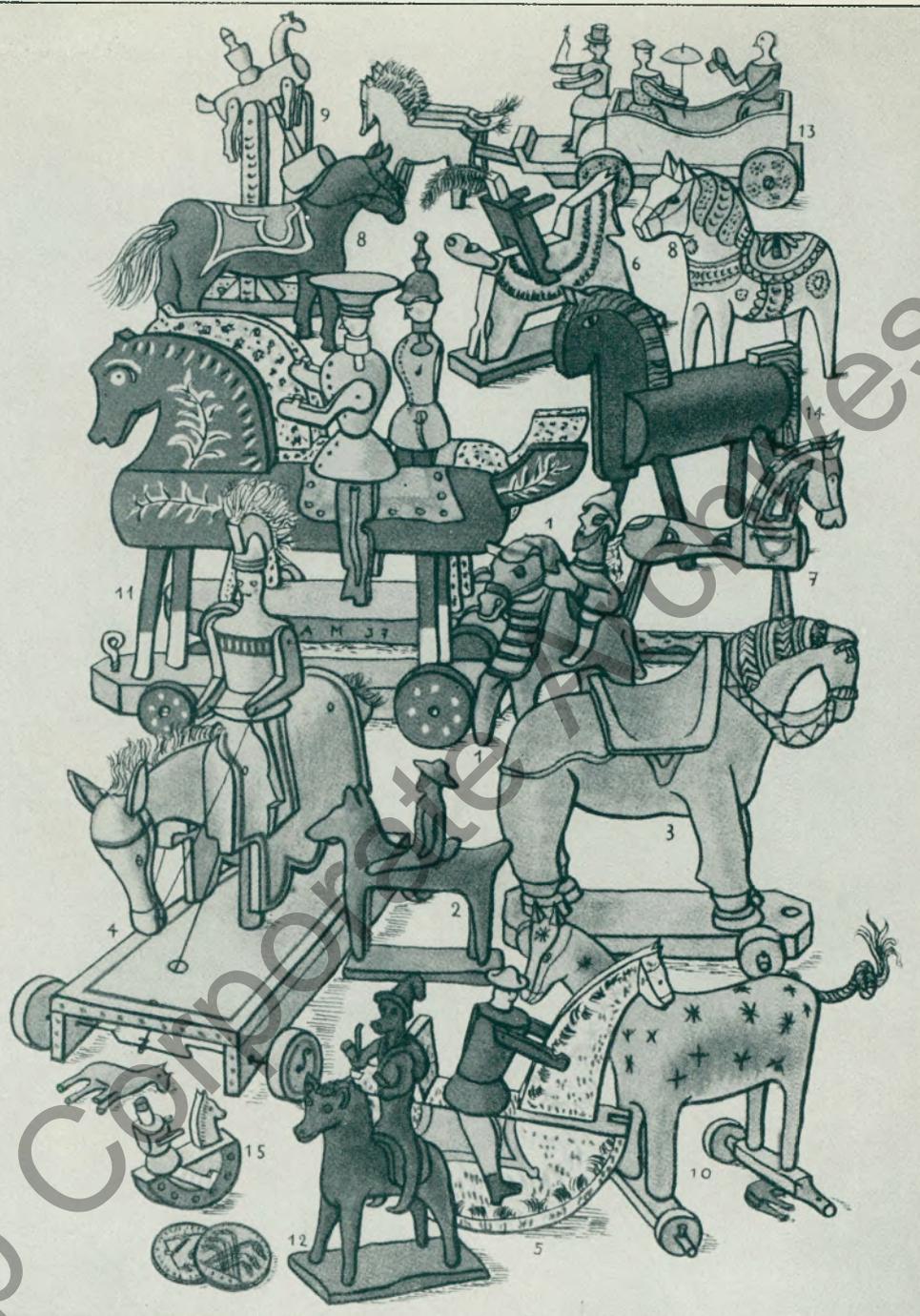
haben eine lange Geschichte. Aus Rhodus ist ein kleiner Tonreiter aus dem 2. Jahrtausend v. Chr. erhalten. In den ägyptischen Gräbern von Achmim Panopolis, einer der wichtigsten Fundstellen zur Erforschung des Altertums, fand man kleine Holzpferdchen auf Rädern (5. Jahrhundert v. Chr.). Nur weiß man bei diesen frühen Funden nicht immer, ob es sich um Spielzeuge oder um sinnbildliche Grabbeigaben handelt; denn das Pferd galt vielfach als heiliges Tier.

1. Tonreiter (Rhodus, 2. Jahrh. v. Chr.). 2. Tonreiter (Cachfen, 19. Jahrh.). 3. Niederdeutsch (16. Jahrh.). 4. Erzgebirge. 5. Erzgebirge. 6. Berchtesgaden. 7. Sonneberg. 8. Schweden (alte und neue Form). 9. Erzgebirge. 10. Schweiz (Kanton Bern). 11. Ostpreußen. 12. Tonpferdchen (Marburg). 13. Bayern und Erzgebirge. 14. Moosbruch (Ostpreußen). 15. Winterhilfsabzeichen 1935 (Erzgebirge).

Es würde sich ohne weiteres eine reichhaltige Geschichte der Spielzeugpferdchen zusammenstellen lassen. Seit uralten Zeiten begleiten sie die Knaben. Sie haben es verschiedentlich auch zu historischer Berühmtheit gebracht. — Einstmals ist eine ganze Armee von Steckenreitern ausgezogen. Das war in Nürnberg am 16. Juni 1650, als auf der Kaiserburg der Friedensvertrag unterzeichnet wurde, der dem unseligen Dreißigjährigen Krieg ein Ende setzte. Es war das Gerücht verbreitet worden, der kaiserliche Prinzipalkommissarius Oktavio Piccolomini, Herzog von Amalfi, werde allen steckenreitenden Knaben, die am Sonntag vor seine Residenz kommen würden, ein Geldstück schenken. Die begeisterten Knaben holten ihre Steckenpferde hervor und umlagerten in hellen Haufen den herzoglichen Wohnsitz. Als dem verwunderten Piccolomini die merkwürdige Versammlung erklärt wurde, bestellte er hocherfreut das kleine Reiterheer auf den nächsten Sonntag. Die Knaben erschienen in noch gewaltigeren Schwadronen, und jeder Reiter erhielt eine kleine Silbermünze zum Andenken, in die auf der einen Seite ein Steckenreiter, auf der anderen ein Doppeladler mit der Bezeichnung Viv. Ferd. III. Rom. Imp. eingeprägt war. Beim Pfingstreiten, einem Frühjahrsbrauch in Molsleben (Kreis Gotha), ziehen die Knaben noch heute auf ihren Steckenpferdchen aus. Dieser Brauch dürfte, wie Strobel meint, nicht nur durch ein geschichtliches Geschehen des Dreißigjährigen Krieges bedingt sein, sondern ein in die Kinderwelt übertragenes Frühlingreiten darstellen.

Der Bestelmeiersche Spielzeugkatalog, eine der bedeutendsten Quellen zur Feststellung der Spielzeuge am Ende des 18. Jahrhunderts, verzeichnet noch einen „Ritter St. Georg zu Pferde im Kampf mit dem Lindwurm. Wenn die Kinder damit fahren, so dreht sich der ganze Reiter herum.“ St. Georg, der christliche Stellvertreter für den Schimmelreiter, der auch als Drachentöter im Spielzeug wiederkehrt, ist das uralte Sinnbild für den sieghaften Überwinder der Winterschlange. — Das bäuerliche Berchtesgadener Kutschchen (Abb. 2 Nr. 1) mit seinen sechs oder acht Pferdchen, das man heute zu Unrecht nur einen „Reisewagen“ nennt, ist in seiner bunten goldenen Pracht mehr als nur ein „Reisewagen“, es ist, geschmückt mit Sternen, Spiralen und Lebensruten, ein Sinnbild des Lebens und der Sonne.

Der Bär, eines der beliebtesten Spielzeuge des Kleinkindes (Leddnbär, Langbär), ist ein Frühlingssinnbild. Nach alten



Volksbräuchen, Liedern und Märchen hält er „einen ununterbrochenen Winterschlaf, aus dem ihn das Frühlingwerden erst wieder aufweckt“. In verschiedenen Gegenden Deutschlands gehört zu den Frühlingbräuchen ein heiterer Bärenumzug (Eisenacher Land, Pommern, Hessen). Die Sinnbildhaftigkeit dieses Tieres ist leider verlorengegangen. Der Bär wird von den Kindern heute nur noch als komischer Gefährte der Wanderzirkusse oder als „rührend-unbeholfener“ Zirkusaffe der Zoologischen Gärten geliebt.

Der Hase (Osterhase) ist allgemein als Freund der Kinder und Frühlingssinnbild bekannt. Er legt und bemalt, was selbst die „aufgeklärten“ Stadtkinder nicht stört, die Ostereier. Der Hase als Spielzeug ist, im Gegensatz zu anderen Tierspielzeugen, fest an die Bräuche der Osterzeit gebunden.

Dem Pferde gleich hat der Hahn als Spielzeug mannigfachen Ausdruck gefunden. Der Hahn (Entehahn) ist nicht nur Sinnbild der Fruchtbarkeit, sondern als mythischer Vogel zugleich der Ränder des Lichtes (Turmhahn), des Tages und, nach dem Volksglauben, auch des neuen Jahres. Das bäuerliche Brauchtum kennt ihn als Wetter- und Feuerhahn (Donars Bart). Als rufenden Ränder finden wir ihn im Spielzeug als Tonpfeife (Thüringer Tonpfeifen). Die Kinder im Fläming heißen durch ihr Pfeifen auf den tönernen „Jul-

hähnchen“ das Julfest willkommen. Der geschnitzte bunt gefiederte schwedische Hahn, ein wahres Urbild eines Hahnes (Abb. 4 Nr. 6), ist ein ganz herrliches Geschenk für die Kleinen.

Der Kuckuck ist der Frühlings- oder Schicksalsvogel, vom Christentum einst als „Teufelsküster“ bezeichnet. Er verkündet den Beginn neuer Lebensfreude. Aus der Zahl seiner Rufe kann man die Lebensjahre erfahren. Andernorts heißt es, den Geldbeutel schütteln, wenn der Kuckuckruf zum ersten Male ertönt. Es ist selbstverständlich, daß der Kuckuck als „klingendes Stück“ im Spielzeug des Kindes wiederkehrt. Großartig ist die derb-bäuerliche Gestalt des blauen Sonneberger Holzuckucks aus dem 18. Jahrhundert (Abb. 4 Nr. 8). Er trägt einen Blasebalg unter dem Leib. Drückt man auf den Schwanz, so ertönt sein Ruf. Die Jahrmärkte halten noch heute im Frühjahr die roten, blauen und goldenen Tonkuckucke feil, mit denen die Kleinen an der Hand der Mutter durch die Straßen gehen.

Der Storch oder auch Adebar (Odebar = Gutbringer), der Kindesträger, ist Sinnbild der Fruchtbarkeit, „nicht zuletzt weil er zu jener Zeit ins Land zurückkommt, zu der nach göttlicher Ordnung das neue Leben in der Natur erwacht, und zu einer Zeit, als die Menschen noch mehr als heute sich in diese göttliche Ordnung einfügten, auch die jungen Menschenkinder zur Welt kamen“ (Strobel). Wir kennen den Storch als gedrehtes Holztier in Ostpreußen. Der schlesische Brautstorch (Abb. 4 Nr. 9), der auch im Erzgebirge zu finden ist, war ursprünglich kein Spielzeug für Kinder, sondern eine Brautgabe. Deffnet man den Schwanz, so kommen an einer Schnur die Kleinkindergaben heraus. Es mag sein, daß ihn die Mütter ihren Kindern zum Spielen gegeben haben. Heute schenkt man ihn gern den kleinen Mädchen.

Der Schwan ist der Sonnenvogel, der am spätesten seine Heimat verläßt und am frühesten wiederkehrt (Begleittier der Sonne). Auf den Jahrmärkten und zu ländlichen Kirwe-

feiern meiner Kindheit gab es ein vielbegehrtes Schwanenkarussell. — Die Papierfaltspiele, die mancherlei sinnbildliche Formen enthalten (Windrad, Schiff, Pfeil, Ratsche, Reiter), kennen einen schwebenden Schwan. Durch einen schwingend voll geschnittenen Körper aus dünnem Karton werden die gefalteten Flügel und der Schwanz gesteckt. Die Papierschwäne schmücken häufig die Osterkrone.

Die Singvögel gelten ganz allgemein als Sonnentiere, als Freuden- und Liebesboten. Der zitronengelbe Schwirrvogel der „Frühlingswiesen“ (Abb. 4 Nr. 7) flattert lustig an einem bunt umwickelten Stabe. Die Sonneberger Schaukelvögel mit ihren Balg-Zwitschstimmen (Abb. 4 Nr. 13) versinnbildlichen die heitere Lebendigkeit der Frühlingstiere und die Laufhaer Glasvögel zieren dann als Sonnentiere den Lannbaum zum Julfest.

Wenn das Spielzeug wieder das Spiel „ein Spiegel des Lebens“ ist, dann wollen wir dafür Sorge tragen, daß das deutsche Spielzeug wieder Zeugnis ablegt vom Volkstum unserer deutschen Stämme. Wenn, wie Hugo Rüfelhaus sagt, „Kultur die aus den Anlagen der Menschen und den Möglichkeiten ihres Erd- und Himmelsstriches erwachsende Arbeit an der Umwelt und ihr Niederschlag ist“, dann muß die Formsprache der Stämme auch im Spielzeug des Kindes unterschiedlich sein. Die Eigenart eines jeden Stammes muß trotz der verwandten Welt- und Lebensanschauung mehr denn je erkannt, festgehalten und gepflegt werden, vor allem im Bauerntum. Unterschätzen wir niemals die Bedeutung der frühen Ein-

drücke im Leben eines Kindes. Was ein Mensch in seiner Kindheit empfängt, das formt sein geistiges Erbgut. Davon wird sein Leben getragen, und er wird es weitergeben an die, die nach ihm sind. Dieses geistige Erbgut wird nicht allein vom Lebensgefühl und vom Lebensstil der Eltern bestimmt, sondern von allen Dingen, die das Kind umgeben, und so nicht zuletzt auch von seinem Spielzeug.

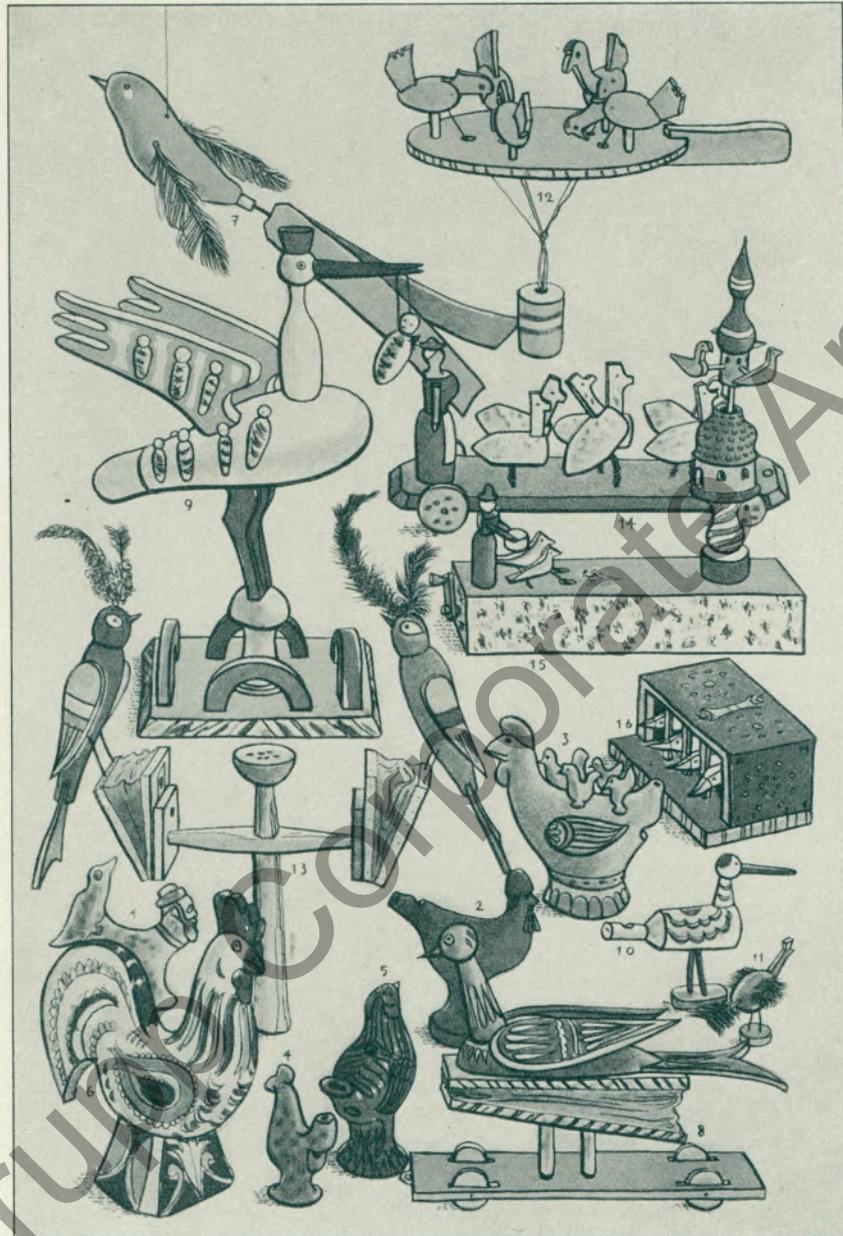


Abb. 4. Allerlei Vögel.

Seit frühesten Kulturzeiten ist der Vogel in immer neuen Spielgestalten in die Hände der Kinder gegeben worden. In Märchen und Bräuchen lebt die sinnbildliche Bedeutung der Vögel fort. Während die Kleinen sich am bunten Tonkuckuck der Jahrmärkte freuen, zählen die Großen noch immer die ersten Rufe des Schicksalsvogels oder sie klopfen auf die Geldbörse, um das ganze Jahr hindurch gut „bei Kasse“ zu sein.

1. Tonpfeischn (Flandern). 2. Tonpfeischn (Sachsen). 3. Tonpfeischn (Stäming). 4. Jahrmarktstuckuck (Thüringen). 5. Hahn (Schweden). 6. Hahn (Schweden). 7. Jahrmarttschnurrvogel (Thüringen). 8. Kuckuck mit Balg (Sonneberg, 18. Jahrh.). 9. Brautstorch (Schlesien). 10. Storchpfeife (Böhmen). 11. Huhn (Erzgebirge). 12. Pichhühner (Erzgebirge). 13. Zwitschbdögel (Sonneberg, 18. Jahrh.). 14. Gänsefiesel (Sonneberg, 18. Jahrh.). 15. Laubenhaus (Erzgebirge). 16. Gänsefall (Sonneberg).